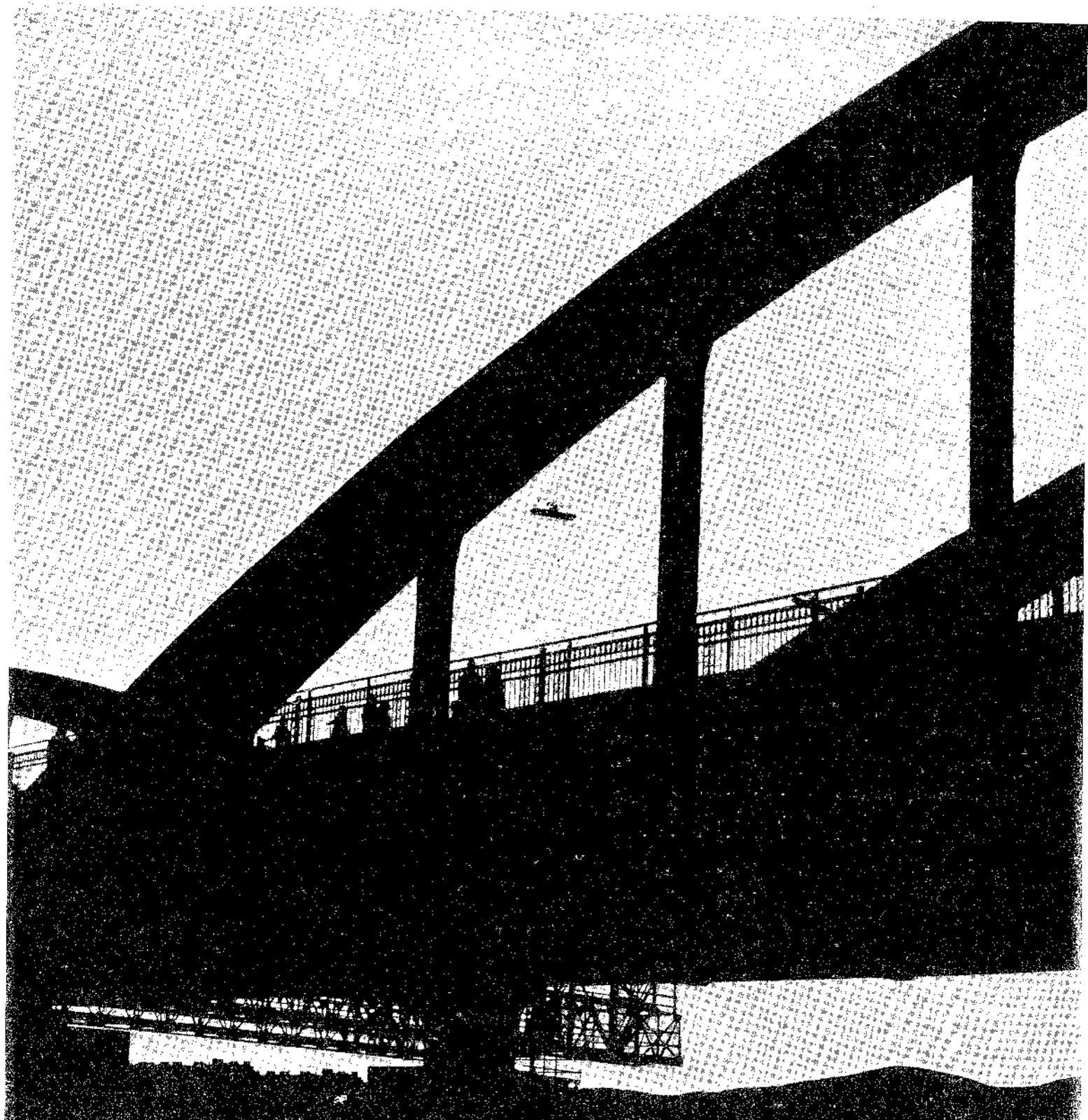


skolast



Um nach dem Beispiel anderer Zeitschriften dem Koordinierenden die Möglichkeit zu geben, Bemerkungen allgemeiner Art gleich vorzuschicken, habe ich mir diese Spalte vorbehalten. Die Frage: „Was stellt sich der neue Pressereferent unter einer Hochschülerzeitschrift in Südtirol vor, und was macht er daraus?“, stellt sich der Leser jedes Jahr aufs neue. Aber schon geraume Zeit vorher hat der Pressereferent sich die Frage gestellt: „Was soll eine Studentenzeitung bei uns, und wie werde ich sie gestalten?“

In einem Artikel über den Wert der Studentenpresse gibt die deutsche Studentenzeitung „INITIATIVE“ dieser Branche der Publizistik eine Daseinsberechtigung aus dem Bedürfnis, sich über studentische Probleme zu äußern, „und aus unserem Grundbekenntnis zur demokratischen Gesellschaftsordnung. Bejahen wir sie, so müssen wir auch die Konkurrenz der Meinungen zulassen... Ein ‚Nein‘ zur Demokratie ist natürlich das Ende jeder freien Presse. Indifferenz über weite Strecken... zeugt davon, daß man nicht kapiert hat, was Selbstbestimmung heißt... Im Hinblick auf den Bestand der Demokratie ist Indifferenz = Aushöhlung, Destraktion.“

Hier liegt die Daseinsberechtigung, und damit die Aufgabe, auch dieser unserer Zeitschrift. Aber in unserem speziellen Fall — Südtirol — können und müssen wir noch etwas weiter gehen. Wir sind hier als Minderheit zu klein und zu sehr abgeschnitten, um selbständig ein großes kulturelles Programm verwirklichen zu können. Wir haben nicht jene Reserven an Personal und an finanziellen Mitteln, wie sie großen Nationen zur Verfügung stehen. Umsomehr müssen wir alle vorhandenen Kräfte mobilisieren, um einerseits die bei uns gegebenen Möglichkeiten optimal auszunutzen, andererseits aber den Anschluß an andere Kulturräume nicht zu verpassen. Aus diesem Grunde fallen unserer akademischen Jugend Aufgaben zu, die sie anderswo nicht hat, und die sich oft nur schwer neben einem komplizierten Studium bewältigen lassen.

Eine dieser Aufgaben ist der „Skolast“, der mehr zu sein hat als eine gewöhnliche Studentenzeitung. Nicht nur, daß wir uns zum Teil mit einem anderen Themenkreis befassen — auch unser Leserkreis ist nicht ein rein studentischer, denn wir wollen uns an alle jene wenden, die aufgeschlossen sind für das Spiel der Meinungen, das ein ernstes ist und keine Spielerei. Daher unterscheiden wir uns auch in der Art, wie wir die Dinge sehen und formulieren, von den meisten Studentenzeitungen — und gerade das „Wie“ ist das Entscheidende. Ob wir uns nun mit Politik, Wirtschaft, Weltanschauung, Kunst usw. beschäftigen — immer sollen wir versuchen, neben unsere Jugend eine gewisse Reife, neben das Engagiertsein möglichste Objektivität, neben die Kritik ein konkretes, aufbauendes Programm zu stellen. Wenn wir so auch die verschiedensten Meinungen zur Diskussion stellen: solange unsere Äußerungen zureichend durchdacht und entsprechend formuliert sind, dienen sie unserer Aufgabe: geistige Freiheit und demokratische Gesinnung auszustrahlen.

Der Pressereferent
Franz Lanthaler

Voraussetzung für jede Arbeit im Dienst einer Gemeinschaft ist die Erfassung und Respektierung der geistigen Situation (was eine Fernwirkung nicht ausschließt) und die umsichtige Handhabung klarer und elastischer Institutionen. Das gilt in erster Linie für jene, die besonders stark engagiert sind. Eine dritte Dimension aber gibt dem Ganzen erst Gestalt und Sinn: das Mitrum aller im Rahmen ihrer Möglichkeiten und nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten.

Damit ist ein Teil der Problematik aufgerissen, der sich die SH gegenübersieht, und die nicht leichter wiegt als die Frage nach dem Weg, der den jungen Menschen möglichst reibungslos in die Verantwortung hineinwachsen lassen sollte (vgl. die Kurzinterviews auf S. 14 des letzten Skolasten). Allerdings können wir mit ruhigem Gewissen sagen, daß unsere Organisation auf der richtigen Fährte ist — sie sieht im geistigen Individualismus die große Chance unserer Zeit — sie hat die Möglichkeit einer eigenen Willensbildung (trotz der nur relativen Unabhängigkeit). Das hat sie schon einige Male (in nicht immer orthodoxer Weise) bewiesen — sie wagt ihr Engagement. Ganz im Sinne dieser Entwicklung haben wir uns Zentren (im SH-Jargon: Referate) geschaffen, die durch rein juristische Fäden mit einem Gehirnganglion (sprich Ausschuß) verbunden sind. Jedem Kollegen sollte es Verpflichtung sein — natürlich unter Wahrung seiner vollen geistigen Unabhängigkeit — zur Belegung und Weiterbildung dieser Zellen beizutragen.

Als sich im September vergangenen Jahres ein großer Freund der SH im Sekretariat von uns verabschiedete, ermahnte er uns väterlich, ja das Studium nicht zu vergessen. Wir dachten kurz nach: studieren oder retuschieren (dieser äußerst bildhafte Ausdruck wurde bei einer Vollversammlung von einem Exponenten der SH für den politischen, kulturellen und sozialen Einsatz gebraucht), das ist die Frage... Bekanntlich macht aber das Leben keine Sprünge (die Biologie meint es zumindest), darum empfehle ich ein talkkräftiges et...

et. Otto Saurer

Inhalt

	Seite		
Titelbild: Reichsbrücke in Wien: Inge Jenewein	1	Die Kirche und das Südtirolproblem: Heinz Abram	42
Spalte des Pressereferenten: F. Lanthaler	2	Der soziale Akademiker: Franz Lanthaler	42
et . . . et: Otto Saurer	2	Pepi Zelger und Siegfried Stuffer sprachen mit Pastor Striewski	20
Akademiker, wo stehst du! Alois Ties	3	Die italienische Universität in Krise: Peter Tappeiner	22
Das Mysterium: Pepi Zelger	4	Fotos aus einer Jugoslawienreportage: Ingeborg Jenewein	22-24
Die Eule blinzelt: Gerold Meraner, Emil Stocker, Victor Guarda	6, 35	Studienstipendien in Südtirol: Siegfried Stuffer	25
Meran und die Fürstenburg	6	Interview mit Abg. Hans Dietl: Lanthaler, Zelger	25
Rundfunk und Fernsehen in Südtirol	6	Kardinal König (Ausschnitt aus einem Interview)	30
mit Informationsgesprächen	13	Wer es fassen kann, der fasse es!: Josef Oberrauch	31
Studien: Guida Soltriffer	16, 34	Ist das alles! Was geschieht in Südtirol für die Jugend!: Alexander Langer	31
Konrad Rabensteiner: Hubert Zanol	16	Abschied von Papas Kino: Toni Aber	33
Draußen wartet die Nacht (Gedichte): Konrad Rabensteiner	17	Neues von den Mohikanern: Victor Guarda	36
Orpheus: Wolfgang Kapfinger	18	Heimat deine Dichter: Victor Guarda	37
Sollungnahmen:		Was ist eine Nation!: Günther Posch	37
Österreich, die EWG und Südtirol: Gerold Meraner	19	Karikaturen: Hubert Zanol	16, 33
Kultur: Alexander Langer	25	Sind alle Menschen gleich erschaffen!: Theodosius Dobzhansky	38
		Zum Wechsel des Verantwortlichen	43

wo stehst du?

Was soll die Frage? Wen geht es etwas an, wo ich stehe? Stehe ich doch auf meinen eigenen Füßen und habe mir mein Plätzchen redlich erworben. Ich tue meine Sache und schaue, daß ich den anderen nicht auf die Zehen trete. Was braucht mehr?

So oder ähnlich empfindet wir wohl angesichts einer solchen Frage. Und doch, versuchen wir, der Frage standzuhalten. Wo stehst du, wo stehe ich? Haben wir einen bewußt geprüften Standpunkt oder lehnen wir uns irgendwo an, treiben wir auf der Welle der Zeit — einem unbekanntem Ziel entgegen, das wir nicht selber ausgesucht, auf einer Fahrt, deren Richtung wir ganz unbeschoren anderen Steuermännern überlassen?

Wir haben Zeiten erlebt (und erleben sie als fern, vielleicht zu unbeteiligte Zuschauer noch heute), wo man hochstudierte Leute verspottet und in Sträflingskleider gesteckt hat, wo man die Intelligenzschichten gewaltig gelichtet hat. Vielleicht konnte es so weit kommen, weil gerade auch die Akademiker in allzugroßer Zahl sich zu wenig um die Geschichtszusammenhänge gekümmert, die Geister zu wenig unterscheiden hatten. Der Mensch ist oft so vertrauenselig gegenüber den Umständen und Verhältnissen und meint, wie die Pflanzen aus dem Boden wachsen, so müßten auch die Früchte der menschlichen Gesellschaft stetig und selbstverständlich heranreifen; es könne, was sich da regt und drängt, nur Fortschritt sein. Er merkt nichts von den stetigen und unauffälligen Verschiebungen, Umschichtungen und Aushöhlungen, die sich im Boden vorbereiten, auf dem er so sicher zu stehen vermeint. Nun rechnet es sich gerade der Akademiker mit Recht zur Ehre an, nach den Gründen zu forschen und bis zu den Fundamenten vorzustoßen in einer leidenschaftlichen Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Leider beachtet er das oft nur in seinem speziellen Fach, im Fragment, in der Abstraktion des Teiles, nicht aber im bestimmenden Zusammenhang der Ereignisse, im Ganzen.

Die Kirche hat gerade in den letzten Jahrzehnten verschiedentlich versucht, die Zeichen der Zeit zu deuten, ihr Prophetenamt ernst zu nehmen und vom hohen Wartturm aus zu warnen, zu lenken und zu klären. Doch hat man ihre Stimme leichtweg überhört, ihr aber nachträglich vorgeworfen, sie habe zu zögernd und zu wenig laut gerufen.

Heute stehen wir in einem gewaltigen Umbruch. Die Menschheit experimentiert: nicht nur mit der Natur (der toten und der lebendigen), sondern auch mit dem Menschen, mit seinen biologischen Voraussetzungen, mit seiner Psyche, mit der Gesellschaft als ganzer. Der Mensch will alles neu machen, zerlegen und neu zusammenbauen und gestalten, auch wenn ihm vieles in den Händen zerbricht, wenn Blut aus den Gebilden quillt, die er zerschlägt; oft dringt Leichengeruch aus dem Labor dieses Demiurgen, weil er den Gebilden nicht mehr die Seele einhauchen kann, die er daraus entlassen hat.

Nach Ezechiels Gesicht (Kap. 37) kam Gottesgeist über die Halbe der Totengebeine und brachte sie wieder zum Leben. Die Kirche des Auferstandenen, der den Geist sendet, hat die Sicherheit, daß sie das Lebensprinzip birgt, den Geist der lebendig macht, der eint und auferbaut in Liebe und Hoffnung. Doch ist die „Kirche“ überfordert, die Kirche im herkömmlichen Sinn als die dünne, gebrechliche Führungsspitze. Die Kirche als Gottesvolk ist aufgerufen, mündig zu werden, mitzudenken, mitzubestimmen, mitzubauen, selber die Lampe zu tragen, nicht von ein-

gen wenigen ganz hinten sich leuchten zu lassen, deren Licht von der großen Zahl nur verdeckt wird, so daß die Menge nur den Schatten vergrößert. Nehmen wir also selber beherzt die Fackel in die Hand auch in unserem Land, vor allem wir Akademiker, gehen wir mit der Zeit, öffnen wir die Augen, prüfen wir mit, scheiden wir die Geister, reden wir miteinander, schalten wir uns ein, wo die Weichen der Zeit gestellt worden.

Die Kirche gibt uns Raum, in der Kirche ist auch Raum für uns, wenigstens heute: Raum, der vielfach noch nicht ausgefüllt ist, Probleme, die nicht konkret durchdacht sind; Lösungen, die noch aufzuspüren wären, die nur der Mensch, der mitten drin steht im fließenden Leben, wahrnehmen kann. Die Kirche weiß um die Charismen, um die verschiedenen Gottesgaben, die dem Menschen in der Welt gegeben sind. Die größten Anregungen in der Kirchengeschichte (Franziskus, Ignatius, Charles de Foucauld...) gingen von Weltleuten aus, die für Gottes Geist offen waren.

Warum sind wir so zurückhaltend, zum Teil abständig? Ist es nur eine Frage der Zeit, der Ueberarbeitung, oder liegen andere Gründe vor, die uns abhalten, unseren Platz zu betreten?

Vielleicht wurden wir überfüttert. Man merkt heute, wie fraglich es ist, wenn man dem Kinde mit einemmal alles nur denkbare Wissen in seinen Wissenssack schüttern will, damit es dann ein Leben lang davon zehren kann. Man macht es so zu einem geistigen und geistlichen Rentner. Das bringt Verdauungsstörungen mit sich und führt zu frühzeitiger Vergreisung, wenn der Lebensfluß nicht die Verkalkungen wieder löst.

Vielleicht hat man uns zu sehr in eine Konsumentenrolle hineingedrängt: nicht in der Familienziehung, im Internat, im ganzen Lebensstil, sondern auch im Religiösen, wo vielleicht der am meisten Anerkennung fand, der am schnellsten und schmerzlosesten aufnehmen konnte, ohne daß dabei sein Rhythmus und seine Wachstumszeiten genügend berücksichtigt wurden. Heute, wo lebendiges Sein, geschichtliches Werden, Reifungsvorgänge, die je eigenen Zeiten der einzelnen Wesen und Ereignisse wieder mehr in den Blick kommen, wo man nicht mehr so sachlich, mechanisch, quantitativ denkt, setzen sich auch die berechtigten Ansprüche des reifenden Menschen wieder entschiedener durch.

Vielleicht war die Kost, die man uns reichte, nicht ganz den Bedürfnissen angemessen, zu einseitig. Die Lösungen, die man uns anbot, waren die allgemein verwendbaren — sicherlich fundamentale Wahrheiten, aus denen ein unkomplizierter Mensch ein tiefes persönliches Leben aufbauen kann; doch war dieses kleinste gemeinsame Vielfache, das für alle Köpfe zurechtgestutzt war, für unsere geistigen Räume zu eng, kein Koordinatensystem, in dem wir unsere komplizierte und vielgestaltige Welt orten konnten.

Vielleicht hat uns zu große Bevormundung durch den Klerus, seine paternalistische Haltung, in eine geistige und geistliche Minderjährigkeit gedrängt oder darin belassen. Es ist nicht lange her, daß auch die politische Führung sich noch nicht wie heute als den Vermittler der lebensnotwendigen gesellschaftlichen Rechtsstrukturen verstand, innerhalb deren die freie, verantwortliche Entfaltung

der Einzelpersonen und Einzelinstitutionen möglich wird, sondern als den Wächter über Sitte und Verhalten, ähnlich der Erzieherrolle eines Vaters gegenüber seinen minderjährigen Kindern.

Vielleicht sind wir in einer liberalistischen Tradition befangen, die an sich längst überholt ist in ihrer entleerten Freiheitsauffassung und ihrer wertfreien, ungebundenen Weltsicht. Ihre leeren Schalen wurden in vergangener Zeit mit allzu verschiedenem und zweifelhaftem Inhalt aufgefüllt, mit einem Wein, der nicht zur Wahrheit, sondern zur Berauschung und der zu später Ernüchterung führte.

Wir könnten noch viele Gründe aufstöbern, geheime Empfindungen nachweisen, aus denen unsere mehr oder weniger starken Ressentiments hervorgewachsen. Vielleicht täte es gut, sich auch diese Gründe einmal reflex zu klären. Doch schauen wir vor allem auch auf das Gute und Wertvolle, das von der Kirche Christi her trotz ihrer zeitlich-menschlichen Erscheinung über die Welt, über unsere Heimat, unsere Familie und unser eigenes Leben gekommen ist; wobei wir übrigens diese Kirche nicht einzig innerweltlich als Kulturfaktor sehen wollen; ihr wahrstes Antlitz und tiefstes Hoffen und Lieben übersteigt irdische und innerweltliche kategoriale Maße. Setzen wir neu an. Mander, es ist Zeit. Nicht Zeit, anderen die Köpfe einzuschlagen, auch nicht mit spitzen Argumenten, sondern Zeit zunächst, Klärung und Straffung ins eigene Denken und Wollen zu bringen, um so ein kleines Licht aufstecken zu können am Ort, wo wir stehen und gehen, damit auch andere, orientierungslose, einfache Menschen auf uns schauen und unseren Weg als Weisung nehmen können.

Das Konzil hat uns der Freiheit versichert, nicht der Freiheit vom Gewissen, sondern gerade der Freiheit fürs Gewissen. Das ist doch wohl der Sinn der Religionsfreiheit: Verinnerlichung der Wahrheit, Hineinnahme des Lichtes in unser Innerstes, Betonung dieses persönlich verwalteten Lichtes (auch auf die Gefahr hin, daß es im Einzelfall einmal ein Irrlichtchen sein könnte, dem wir folgen), sei es das uns eingeschaffene Licht der Vernunft, das sich in der Vermittlung von Umwelt und Geschichte entfaltet, sei es vor allem das geschichtlich in der Kirche übermittelte „wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet“, das im neuen Sion aufgestrahlt ist. Gottes Gaben aber werden gegeben zum allgemeinen Nutzen.

Alois Ties

Zum Titelbild (Foto: Ingeborg Jenewein):

Reichsbrücke in Wien. Im Gegenlicht. Werden wir in der Diskussion die Gegensätze verschärfen, oder werden wir Brücken schlagen!

Alle vom Verfasser gezeichneten Artikel stellen dessen persönliche Meinung dar, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion decken muß.



CHRISTUS.
Ausschnitt aus einer
koptischen Ikone
(Bawit), 6. Jh., Louvre

Fragestellung

Die zahllosen Dogmen, Gesetze, Regeln und Auslegungen, die die katholische Kirche promulgiert, müßten auf einige wenige vermindert und durch Forschungsergebnisse der Psychologie, Soziologie oder anderer Einzelwissenschaften ersetzt werden — so meint man oft (vgl.: Gartner Luis, Skolast Nr. 5/6 1966, S. 18).

Tatsächlich sehen wir heute in der vielfältigen Entwicklung der Welt und der Entfaltung des eigenen Lebens kaum mehr ein Eingreifen und Verfügen Gottes und wir denken uns Gott viel jenseitiger als unsere Vorfahren ihn dachten. Er ist in unendlicher Ferne und namenlos, unergründlich, unfassbar. Wenn nun die Kirche in vielen Sätzen über ihn spricht, so fragen wir, wie diese Aussagen in ihrer Mannigfaltigkeit wahre Sätze sein können, die uns Gott „erkennen“ lassen. Erscheinen die tausend Dogmen, Gebräuche, Vorschriften und Normen nicht manchmal als verwickelte Sammlung willkürlich verfügbarer Spitzfindigkeiten? Oder empfinden wir ihren Zusammenhang nicht als raffiniertes System, als rationalen Ueberbau? Manchmal scheint das System ein subjektiv äußerst wirksames „Trostpflasterchen“ zu sein (und es erinnert dann zu Recht an magische Grundhaltungen, die gewiß nicht primitiven Völkern vorbehalten bleiben). — Oder ist die Glaubenslehre der Kirche, insofern sie sich als Offenbarung bezeugt, doch ein einfaches geheimnisthaftes Ganzes, das sich in den unabsehbaren Reichtum einzelner Sätze auslegen läßt?

Hier muß gleich einschränkend gesagt werden, daß der folgende Beitrag nicht mehr sein will als eine kurze theologische Besinnung. Es werden keine Beweise vorgelegt, vielmehr stehen Behauptungen nebeneinander, die erst in der Zusammenschau einen einheitlichen Grundgedanken erkennen lassen. Weiters beschränkt sich die Betrachtung auf jene Sätze, die gewöhnlich als „Dogmen“ bezeichnet werden.

Unberücksichtigt bleiben: Kirchengebote, Moralsätze, liturgische Verfügungen, theologische Auslegungen usw. Ich stütze mich auf Karl Rahner, Schriften zur Theologie IV, S. 51—99, Einsiedeln, 1960.

Was ist „Dogma“?

In der dritten Sitzung des ersten Vatikanums 1870 wird folgender Text niedergelegt: „... Mit göttlichem und katholischem Glauben ist also all das zu glauben, was im geschriebenen oder überlieferten Wort Gottes enthalten ist, und von der Kirche... als von Gott geoffenbart zu glauben vorgelegt wird.“ (Denzinger 1792.) Diesen Satz nehmen wir vorläufig zum Ausgangspunkt.

Es ist darin vom „Wort Gottes“ die Rede, das „geoffenbart“ wurde. Wenn Gott aber zum Menschen sprechen kann, dann muß dieses Sprechen doch noch nicht dem alltäglichen menschlichen Sprechen gleichgesetzt werden. „Sprechen“ bedeutet zwar im Vollsinne immer ein „Sich-aus-sagen“, „Sich öffnen“, „Sich mitteilen“, aber da schon das Sprechen verschiedener Menschen sehr verschieden ist und sich verschieden auswirkt, dürfen wir das Sprechen Gottes unserem alltäglichen Reden erst recht nicht gleichsetzen. Hier müßte natürlich die Möglichkeit der Offenbarung, beziehungsweise der transzendentaler Geöffntheit des Menschen aufgewiesen werden. Da das im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich ist, greifen wir nur zwei Behauptungen heraus, die für den weiteren Gedankengang wesentlich sind¹⁾:

a) Wenn Gott spricht, offenbart er sich selbst. Weil er aber unendlich und unergründlich ist, kann er sich nur als unfassbares heiliges Geheimnis mitteilen.

b) Göttliches Reden kann nicht wie unnützes Cerere oder wie unnerbindlicher Wortwechsel verklingen, es ist vielmehr wirksame Mitteilung Gottes.

Gott propagiert also — in der hier gemeinten „übernatürlichen“ Offenbarung —

nicht irgend eine Erkenntnis, die vom Menschen selbst gefunden werden könnte, er teilt nicht satzhaft etwas mit, sondern er teilt sich mit, leitet die Wirklichkeit selbst mit, die in der „Wortoffenbarung“ bildhaft ausgelegt und bewußt gemacht wird. Wenn Gott zum Menschen spricht, handelt er wirksam am Menschen, der auf ihn hört. Jedoch kann der Mensch dieses Sprechen und Handeln Gottes nicht in klare Begriffe auflösen, weil es geheimnisthaft ist und vom unergründlichen Mysterium kommt.

Was ist „Geheimnis“?

In der alltäglichen Sprache wird der Ausdruck „Geheimnis“ oder „geheimnisthaft“ für einen Zusammenhang gebraucht, der noch nicht durchschaut werden konnte, vielleicht auch nie vernünftig durchschaut werden wird (z. B. Geheimnis des Lebens).

In der herkömmlichen theologischen Schulsprache wird in ähnlicher Art vom „Geheimnis“ geredet. Es wird betont, daß die Offenbarungswahrheiten „Geheimnisse“ sind, daß es Mysterien gibt, die jedem menschlich-rationalen Denken in ihrer innersten Wahrheit unzugänglich sind. Geheimnis ist das, was nicht dem Verstand, sondern „nur“ dem Glauben zugänglich ist. Dieser Satz wird häufig als letzte Antwort auf Fragen gegeben, die zu Recht tiefere Erklärung eines Glaubenssatzes fordern.

Es fällt auf, daß „Geheimnis“ in der alltäglichen und in der theologischen Sprache negativ bestimmt und, zumindest in der traditionellen theologischen Terminologie auf den Verstand bezogen wird. Das letztere erklärt sich daraus, daß die andere Fähigkeit des Menschen weitgehend übersehen wurden. Der Mensch ist aber nicht Verstand allein, sondern auch Wille und Liebe, Sinnlichkeit und Macht, und er erfährt schmerzlich genug, daß er auch in diesen seinen Fähigkeiten an Grenzen stößt, die er nicht einholen, höchstens ausweiten kann.

Es ist grundsätzlich gleichgültig, von welcher besonderen Erfahrung — in Arbeit, Wissenschaft, menschlicher Begegnung — der Mensch ausgeht. Wenn er sich nur tief genug auf das Leben einläßt, erlebt er — in Grenzsituationen — immer wieder das umgreifende Dunkel (Jaspers), das Geheimnis. Indem er sein Nicht-Wissen, Nicht-Erfassenkönnen erfährt, kann er sich entweder protestierend in seine enge, vordergründige, anscheinend durchschaute Welt zurückziehen oder er kann noch engagierter, noch lebendiger weitergehen und weitersuchen.

So ist alles Wissen — wir schränken uns beispielshalber wieder auf den Verstand ein — vorläufig, eine kleine Insel inmitten des umgreifenden Geheimnisthaften²⁾. Nur oberflächliches Wissen kann dazu verleiten, daß man den Teil für das Ganze hält und sich mit der festgelegten Welt zufrieden gibt. Wahres und engagiertes Wissen führt zur tieferen Erfahrung des Unbekannten, noch Ausstehenden, läßt die Grenze zum Umfassenden, Nicht-Gewußten größer und weiter werden, erwartet immer neu überraschende Aspekte, die es noch nicht kennt, läßt die Sehnsucht bedrängender und beglückender werden.

Noch tiefer als in der verstandesmäßigen Erkenntnis stoßen wir in der menschlichen Begegnung auf das Geheimnis. Je tiefer wir einen Menschen lieben, um so mehr wird er uns zum Geheimnis. Während wir Fremde oder weniger Bekannte ohne Schwierigkeit in ein Schema einordnen, eröffnet sich der geliebte Mensch als geheimnisthaftes Du. Dieses Du wächst als Geheimnis je mehr wir es lieben und weckt selbst wieder je tiefere Liebe.

Gott, das Geheimnis

Nehmen wir nun an, daß alle Erfahrung des Geheimnisthaften schon keimhafte Gotteserfahrung sei. Dies führen wir als Arbeitshypothese hier ein. Gott aber ist das letzte Geheimnis, das „heilige Geheimnis“ oder das „heilige Mysterium“; Gott ist der Unbegreifliche, Unerfaßbare aber alles Umfassende; er ist der absolut Namenlose, da jeder Name schon eine begriffliche Einengung wäre; er ist der absolut Unberechenbare, von dem ich nie weiß, ob und wie er mir begegnet. Wenn unsere Arbeitshypothese stimmt, dann ist alle menschliche Erfahrung auf Gotteserfahrung hingedordnet: Der Mensch müßte notwendig auf dieses eine Geheimnis stoßen. Die menschliche Erkenntnis würde beispielsweise erst dann zu ihrem erfüllten Wesen und nicht zu ihrer bedauerlichen Grenze kommen, wenn sie sich vor dem einen, bleibenden Geheimnis „aufhebt“, wenn sie Vorneis ist auf Gott, als das Unübersehbare und Unsagbare, das das Selbstverständliche und Ursprüngliche ist (Karl Rahner). Auf diese Art von Gotteserfahrung gäbe es nur zwei Reaktionsmöglichkeiten: entweder Anerkennung — Glaube (Hoffnung), Liebe — oder (verzweifelnden) Protest, in dem die Erkenntnis sich weigert, zur Liebe zu werden und sich so zu vollenden und aufzuheben. (Hier sei kurz erwähnt, daß die „Schau Gottes von Angesicht zu Angesicht“ in der katholischen Dogmatik nicht als kategoriales Sehen mißdeutet werden darf. Sie ist vielmehr die vollwirklich beglückende Nähe — nicht mehr schmerzliche Ferne — des Geheimnisses!)

Das dreifache Mysterium

Wenn Gott der Unendliche und Namenlose ist, wenn er der Unergründbare und Unberechenbare schlechthin ist, weil er das heilige Geheimnis ist, wie kann dann die Kirche eine Vielzahl von Dogmen aufstellen, und den Anspruch erheben, daß diese Sätze über Gott etwas aussagen? Gewiß, es heißt, daß Dogmen nur jene Wahrheiten sein können, die von Gott geoffenbart und also nicht vom Menschen selbst aufgestellt worden sind. Aber sie werden in ihrer Vielfalt von der Kirche formuliert und den Gläubigen vorgelegt!

Fassen wir die Glaubenssätze, wie sie faktisch vorliegen, näher ins Auge, so ergibt sich ein überraschender Zusammenhang: alle Dogmen lassen sich mehr oder weniger auf drei zentralen „Mysterien“ in Zusammenhang sehen, beziehungsweise auf sie zurückführen: Diese drei sind: das Mysterium der Trinität, der Inkarnation (Jesus Christus = Mensch und zweite göttliche Person) und der Gnade, beziehungsweise der „*visio beatifica*“. Im strengsten Sinn gibt es nur diese drei Mysterien — nicht mehr und nicht weniger. Aber diese drei Sätze haben doch noch einmal ein Gemeinsames: sie sind alle drei Geheimnisse „*sensu stricto*“. Sie sind nur die drei für uns Menschen notwendigen Aspekte des einen und einzigen Mysteriums. Der Satz über die „Dreifaltigkeit“ ist gleichsam (!) der Gott zugewendete Gesichtspunkt der einen Wirklichkeit (vgl. Stocker Emil, Skolast 7/8, 1966, S. 25 f.). Der Satz über die Menschwerdung sagt, daß sich der eine Gott im Logos den Menschen endgültig in Liebe zugesprochen hat. Der Satz über die Gnade und die „Schau Gottes von Angesicht zu Angesicht“ sagt, daß drei dreifaltige Gott allen Gläubenden durch den Geist der Einheit absolut nahe ist und daß er sie an sich gezogen und aufgenommen hat. Alle drei Sätze sind nur Zeichen für die aus Gottes unberechenbarer Liebe entsprungene Tat, die selbst eben das Geheimnis ist.

Jesus Christus

Wenn aber die Dogmen das Geheimnis selbst bedeuten, was hat dann die christliche Gotteserfahrung voraus gegenüber der oben angedeuteten anonymen Gotteserfahrung?

Der „namenlosen“ Gotteserfahrung ist das Geheimnis in unendlicher Ferne gegeben. Wie wir schon gesagt haben, ist dieses „Woraufhin der Transzendenzerfahrung“ als das Unabgrenzbare, Unverfügbare und Namenlose gegeben. Es ist also immer nur da im „Modus des Sichversagens, des Schweigens, der Ferne“ (Karl Rahner). Deswegen weiß selbst jener, der den Mut hat, in das bleibende Dunkel einzutreten, nicht, ob es ihm Bedrohung wird oder seliger Friede.

Christliche Gotteserfahrung ist gegeben im Mysterium Jesu Christi. In ihm ist das eine heilige Geheimnis den Menschen unendlich nahe gekommen. Es hat sich selbst vermittelt, so daß es nicht mehr nur als das unerreichbare Woraufhin der Transzendenzerfahrung durch das Endliche vermittelt werden muß. Das heißt, daß das Urgeheimnis nun im Modus unendlicher Nähe und nicht nur in dem unendlicher Ferne anwesend. Damit wird die Geheimnisthaftigkeit des „heiligen Mysteriums“ nicht aufgelöst, vielmehr radikalisiert, denn wie soll es möglich sein, daß Endliches mit Unendlichem beschenkt oder verknüpft werde? Wie kann Jesus, der ein Mensch aus unserem Geschlechte ist, Gott sein? Wie kann der Gläubende in das Leben des dreifaltigen Gottes hineingenommen werden? Diese Frage nach der „Begabbarkeit“ des Endlichen mit dem Unendlichen macht die Unbegreiflichkeit der Menschwerdung und Gnade aus.

Die „vielen“ Mysterien

Die drei Geheimnisse Dreifaltigkeit, Menschwerdung und Gnade sind letztlich nur Artikulation des einen absolut radikalen, unerforschlichen heiligen Geheimnisses.

Die Artikulation dieser drei Dogmen und die weitere Ausfaltung der Glaubenslehre, die Entwicklung der gesellschaftlichen Verfassung der Kirche, die Ausprägung der Liturgie und der christlichen Lebensform sind nur legitim möglich, weil Jesus (auch heute noch) selbst Mensch ist. In ihm — unserem Bruder — ist das Mysterium in geschichtlicher Vielfalt nahe gekommen. Der Glaube an den geschichtlichen Jesus, ja selbst der Glaube an jeden Bruder Jesu

ist so Glaube an die drei Mysterien und wir gelangen sogar über die Vielfalt der Welt zum heiligen Geheimnis. So ist Jesus der Knotenpunkt, von dem alle christliche Frömmigkeit und Theologie ausgeht und gerade diese geschichtliche Vielfalt spiegelt sich in den vielen Dogmen. Durch die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der Dogmen über Jesus und seine Lehre weist die Kirche den Weg zum geschichtlichen Jesus, den wir als Knotenpunkt nicht umgehen können, wenn wir nicht in die anonyme Gotteserfahrung zurückfallen wollen.

Weil in Jesus das heilige Geheimnis in unendlich radikaler Schärfe, besser: Finsternis und Hells unabweisbar an den Menschen herangetreten ist, zwingt es ihn zu Protest oder Liebe. Wer in ständiger Erschütterung und Entscheidung des Herzens im menschlichen Leben und im Tod Jesu das Mysterium findet und lieben lernt (man nennt das Herz-Jesu-Verehrung), kann bekennen: „*Adoro te devote, latens Deitas*“. Dieses eine Wort ist weiser als alle Sätze einer Wissenschaft, die der Mensch aussprechen kann, und schwerer und leichter zugleich sich anzueignen.

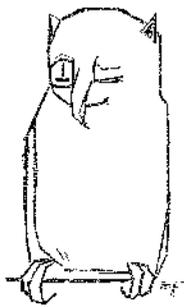
Anhang: Glaube und Wissen

Wenn jemand einwenden wollte, durch eine solche Auffassung des Verhältnisses von Glaube und Wissen sei das Wissen abgewertet, würde ich ihm entschieden entgegenhalten, daß es nicht abgewertet, sondern aufgewertet sei. Wie wir gesehen haben, läßt die Bejahung und Verehrung des heiligen Geheimnisses den Menschen immer weiter suchen, forschen, bauen, lernen, lieben, glauben und hoffen. Nur in dieser Dynamik kann der Mensch alle Vorurteile und Halbwahrheiten zurücklassen. Im Grunde kann sich eigentlich erst der Gläubende radikal der Welt zuwenden. Wenn er nicht glaubt, wird er früher oder später an einen Punkt der Sinnlosigkeit kommen, an dem alles langweilig und bekannt schmeckt, an dem er vielleicht Schluß macht und es verzweifelnd aufgibt, sich tiefer einzulassen auf die Welt und sein eigenes Leben. Es gibt viele Formen eines solchen Aufgebens. Der an Jesus Christus Glaubende wird solche auch von ihm sehr schmerzlich erlebte Totpunkte immer neu und immer noch lebendiger überwinden. Man sagt in Hoffnung, Glaube und Liebe, die immer wachsen müssen, wenn sie echt sein wollen. Der Tod ist der dunkelste dieser Totpunkte. Alle früheren sind nicht mehr als Einübung darauf.

Letztlich kommt es also darauf an, ob der Mensch die kleine Insel seines sogenannten Wissens mehr liebt als das undurchfahrene Meer des unendlichen Geheimnisses, und ob er die Lampe (Wissenschaft) mit der er die Insel ableuchtet und zu durchschauen sucht, für mehr halte als das Geheimnis Gottes, das im Grunde das Selbsterleuchtete ist, weil sogar die Wissenschaft ihre Erkenntnisse so begründet, daß sie sie immer weiter und letztlich auf Axiome zurückführt, die nicht weiter erklärt werden können.

„Solange man die Höhe einer Erkenntnis an ihrem „Einsehen“ mißt und solange man meint zu wissen, was Klarheit und Einsicht ist, obwohl man es in letzter Wahrheit gar nicht weiß, d. h. solange man meint, die analytische und reduzierende, ableitende und beherrschende Einsicht sei mehr anstatt weniger als die Erfahrung der göttlichen Unbegreiflichkeit, mehr als die selbige Ueberwältigung durch das unsagbare Licht selbst, das gerade dort, wo es selbst sich gibt, sich als das unnahbare zeigt, solange hat man nichts vom Geheimnis und nichts vom wahren Wesen der Gnade und Glorie begriffen.“ (Karl Rahner, Schr. z. Theol. IV, S. 78.)

²⁾ Interessante seien u. a. verwiesen auf: Hasenhüttl, Gottfried: Der Glaubensvollzug. Eine Begegnung mit Rudolf Bullmann aus katholischem Glaubensverständnis (= Kainonia Bd. 4) Essen 1963 (reiche Literatur) und Rahner, Karl: Hörer des Wortes, München 1963.



blinzelt

Merkwürdige Parallelen

Die drei bedeutendsten Atomkräfte fordern von den „Habenichtsen“ die Unterzeichnung des Atomsperrvertrages, von dem diese nicht einmal genau wissen, was er beinhaltet. — In Südtirol soll der Empfang eines Paketes quittiert werden, von dem auch niemand weiß, was es enthält.
gm - IBK

Nihil novi sub sole

„Divide et impera!“ — Nach diesem Prinzip gelang es den Römern die eroberten Gebiete lange Zeit hindurch verhältnismäßig leicht zu beherrschen. Insbesondere hatte sich Augustus eine eigenartige Methode zurechtgelegt. Nachdem er ein neues Land erobert hatte, richtete er sein Hauptaugenmerk darauf, die meist verarmten Adligen und Vornehmen des betreffenden Gebietes für sich zu gewinnen. Dies gelang ihm in den allermeisten Fällen dadurch, daß er ihnen ihren Reichtum wieder verschaffte und sie mit vielen Ehren und Privilegien ausstattete. So beraubte er das Volk der Intelligenz und machte es zu einem führerlosen Haufen, den er nach Belieben unterdrücken und ausbeuten konnte; denn die reichen Vornehmen hüteten sich ängstlich davor, die berechtigten Forderungen des Volkes zu unterstützen. Im Gegenteil! Sie dienten dem Kaiser als eine Art Besatzung, die, stets auf ihre Vorteile bedacht, vor keinem Mittel zurückschreckte, um eine Aenderung des status quo zu verhindern.

Trotzdem soll es zuweilen vorgekommen sein, daß im verbitterten Volke verzweifelte Aufstände aufflackerten. Dadurch gerieten die Vornehmen in eine sehr peinliche Lage. Es soll ihnen jedoch fast immer gelungen sein, sich aus der heiklen Affäre zu ziehen und ihre Stellung zu behalten, wenn sie es nur nicht versäumten, die Ehrlichen im Volke als Aufwiegler zu bezeichnen und den ermürten Kaiser rechtzeitig für ihr verführtes Volk untertänigst um Verzeihung zu bitten.

Was geschieht heute, nach fast zweitausend Jahren in Südtirol? Ungefähr das selbe!
gm - IBK

„Dialogische“ Postulate

1. Das Schweigen ist der überzeugendste Dialog.
2. Der Dialog ist nicht ein Mittel, um das eigene Versagen sich selbst gegenüber zu rechtfertigen.
3. Dialogisiere so wenig als möglich mit Worten: nur wenn Du vernünftigerweise annehmen kannst, daß Du zu helfen imstande bist.
4. Laß Dich gerne belehren, aber nur, wenn Du soweit gefestigt bist, daß Du es auch vertragen kannst.
5. Festige Dich selbst so, daß Du Dich öfters belehren lassen kannst.
6. Jeder Mitmensch ist ein ebenso großes Geheimnis wie Du selbst.

F. Stocker

Die Eule ... (Fortsetzung S. 35)

Meran und die Fürstenburg

(Die Programme der beiden wichtigsten kulturellen Veranstaltungen in Südtirol)

Wir freuen uns, die Programme der beiden Tagungen (der Studententagung der SH auf der Fürstenburg-Burgis vom 24. bis 29. Juli und der Meraner Hochschulwochen vom 5. bis 14. September) bekanntgeben zu können. Wir wollen, damit in erster Linie allen Kollegen die Möglichkeit geben, sich bereits jetzt mit den Problemen der Arbeitskreise auseinanderzusetzen.

Was die Meraner Hochschulwochen betrifft, lassen wir zur Information und als Beleg unserer Bemühungen den chronologischen Ablauf selbst sprechen, ohne lange zu kommentieren oder gar zu polemisieren.

Am 26. Juli, 29. August, 3. Oktober trafen wir uns mit den Vertretern des Kulturinstitutes zur Klärung der gegenseitigen Positionen und zur Schaffung des Arbeitskreises, dem der Ausschuß des KI die Planung und die Programmgestaltung der Hochschulwochen übertragen sollte. In drei Arbeitssitzungen (11. und 25. November, 9. Dezember) einigten wir uns auf einen Programmentwurf, der nur mehr der Billigung des Ausschusses bedurfte. Der Ausschuß tagte (unser Verbindungsmann Dr. Josef Ties wurde versehentlich nicht eingeladen), Professor Thurnher war anwesend. Am 22. Dezember erhielten wir einen Brief, worin uns mitgeteilt wurde, daß der Ausschuß das Programm im großen und ganzen akzeptiert habe, daß er sich aber vorbehalte, die Referenten zu verpflichten. Bei der Besprechung am 20. Jänner (wir hatten darum gebeten) wurde ein überarbeiteter Entwurf Thurnhers vorgelegt, der an einigen unserer Anliegen vorbeiging. Am Dienstag, 21. Februar, tagte das erweiterte Team zum letzten Mal, die SH war durch ihren Vorsitzenden vertreten. Das Ergebnis ist ein Kompromiß, hinter dem wir stehen. Es ist klar, daß die SH einer so zentralen kulturellen Veranstaltung, wie es die Hochschulwochen sind, größtes Interesse entgegenbringen muß. Es ist weiters klar, daß die nämliche Veranstaltung etwas anders aussähe, wäre die SH der veranstaltende Verein. Es steht schließlich außer Zweifel, daß eine „Kulturrevolution“ in unserer Lage Selbstmord wäre. Darum denken wir bereits an das Jahr 1968. Dr. Fritz Egger danken wir für das große Verständnis.

Die Studententagung wurde auf die Fürstenburg vorlegt, weil Dietersheim nicht mehr verfügbar war. Bezüglich des Termins versuchten wir möglichst allen Wünschen gerecht zu werden. Abschließend sei darauf verwiesen, daß die Tagung das nächste Jahr in der Osterwoche in Bozen stattfindet.

Eröffnung des Kulturheimes Bozen

Am 22. April um 10.30 Uhr wird der Festakt zur Eröffnung des neuen Kulturheimes in Bozen vollzogen werden. Das einen Monat dauernde Festprogramm wird am selben Abend mit der Burgtheateraufführung des „Bruderzwist“ eröffnet. Die meisten anderen Termine sind noch nicht fest, sicher aber ist ein Konzert der Stuttgarter Symphoniker (28. 4) und Gastspiele des Linzer Stadttheaters („Die Fledermaus“, 2. und 3. Mai) und des Tiroler Landestheaters („Der Zerrissene“). Verhandlungen laufen mit den Wiener Sängerknaben, den Bamberger Symphonikern und mit einer Brecht-Vortragenden.

Für unsere kulturellen Institutionen in Südtirol sind vier Abende reserviert, und zwar für folgende Vereinigungen: Südtiroler Sängerbund, Musikkapellen, Volksbüh-

Meraner Hochschulwochen 1967

Generalthema:

Kultur und Wirtschaft

Eröffnungsvortrag:

Kulturelle Freiheit in der geplanten Welt

Vorlesungen:

Wechselwirkung von Kultur und Wirtschaft — einst und jetzt
Soziale Strukturen des modernen Europa

Arbeitskreise:

Das Menschenbild des Marxismus
Planung in der Wirtschaft und Improvisation in der Kunst

Abendvorträge:

Die Kirche nach dem Konzil
Die abstrakte Malerei der Gegenwart
Das österreichische Theater von Grillparzer bis Hofmannsthal
Das Weltbild der modernen Physik

Arbeitsgemeinschaften:

Die Frau in der Gesellschaft unserer Zeit —

Schule, Universität, Beruf
Künstlerische Veranstaltungen:Musikalischer Abend
Dichterlesung (Tumler)
Burgtheaterabend

Studentische Veranstaltungen:

Studentischer Theaterabend
Ball der Hochschülerschaft

Exkursionen:

Nonsberg — Trient — Ueberetsch
Besuch eines Tiroler Bergdorfes

Programm der XI. Studententagung der Südtiroler Hochschülerschaft auf der Fürstenburg (Burgis) 24. bis 29. Juli

Generalthema:

Südtirol im Wandel (Übergang von bäuerlichen Lebensformen zur modernen Industriegesellschaft)

Eröffnungsvortrag:

Die Landwirtschaft in der modernen Wirtschaftsstruktur — Wandel des Sozialgefüges

Vorträge:

Entwicklungstendenzen der Landwirtschaft im europäischen Raum
Das Landvolk auf dem Weg zur Industriegesellschaft
Wirtschaftsplanung in Südtirol?!
Wohin mit der überschüssigen Landbevölkerung?Der Bildungsrückstand der Landbevölkerung
Der Aufbau des Berufsschulwesens

Arbeitskreise:

Notwendigkeit der Industrialisierung in Südtirol
Moderne Lebensformen und bäuerlicher Konservatismus (religiöser, kultureller und sozialer Umbruch)

Forumsdiskussion:

Die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Südtiroler Landesregierung

Randveranstaltungen:

Besichtigung bäuerlicher und industrieller Betriebe, Konzerte, einschlägiger Film, Kränzchen

nen und ein Abend für Brauchtum und Volkstanz.

Damit sollen unsere eigenen kulturellen Leistungen aufgezeigt werden, und gleichzeitig soll bewiesen werden, daß wir in dieser Hinsicht auf die kulturelle Nachbarschaft im deutschen Raum angewiesen sind (nach den Worten des Vizessassors Dr. Anton Zeiger). Dieser Beweis dürfte nach obigem Südtiroler Programm nicht mehr schwerfallen.

Wir sind überzeugt, daß das neue Kulturheim zu einem — vielleicht sogar dem — kulturellen Zentrum der Provinz werden könnte; trotzdem sollte es wohl nicht in erster Linie dazu dienen, der „Volkskultur“ auch in der Stadt zum Durchbruch zu verhelfen.
F. I.



Aldo Parmeggiani
Sprecher beim „deutschen“ Fernsehen

Foto: RAI

Die RAI Bozen - ein trojanisches Pferd Roms?

Eine eingehende Untersuchung über die Handhabung der Massenmedien Rundfunk und Fernsehen in Südtirol wäre längst fällig gewesen. Da eine solche unseres Wissens noch nicht veröffentlicht worden ist, soll hiermit zum erstenmal das Südtiroler Publikum über die Persönlichkeiten und Kräfte genauer unterrichtet werden, die die Wellenlänge dieser technischen Einrichtungen in unserer Provinz bestimmen. Diese Reportage soll aufzeigen, daß die RAI in Südtirol ihrer Aufgabe, objektiv zu informieren und unserer Tradition, Sprache und politischen Situation entsprechend Bildung und Kultur zu verbreiten, keineswegs gerecht wird. Unsere Verantwortlichen seien damit angehalten, für Gegenwart und Zukunft die nötigen Konsequenzen zu ziehen, und das Publikum möge nicht weiterhin alles kritiklos über sich ergehen lassen.

Diese Untersuchung wurde von einem Team, bestehend aus den Kollegen Franz Lanthaler, Siegfried Stuffer und Helmut Weissenegger durchgeführt. Die Ausarbeitung übernahm hauptsächlich Siegfried Stuffer.

R
U
N
D
F
U
N
K

U
N
D

F
E
R
N
S
E
H
E
N

I
N

S
Ü
D
T
I
R
O
L

Die Massenmedien in der Gesellschaft

Immer wieder weisen bedeutende Soziologen und Pädagogen auf den großen Einfluß der Massenmedien Rundfunk, Fernsehen, Zeitung und Film auf das Denken und Handeln der einzelnen Menschen wie auch auf die allgemeine Einstellung eines ganzen Volkes zu Politik, Kultur und Wirtschaft hin. Diese Tatsache hat alle Staaten dazu geführt, diesen Werkzeugen öffentlichen Beeinflussung besondere Beachtung zu schenken. Jahrzehntelang währte z. B. der Kampf zwischen Staat und Presse um den Status letzterer in der Öffentlichkeit. Deren endgültige Befreiung von der staatlichen Zensur war schließlich den großen politischen Umwälzungen, dem Erstarken der Demokratie, dem Mehrparteiensystem, der Unverletzbarkeit zwischen wirksamer, alles umfassender Zensur und den besonderen Eigenschaften der Zeitung wie Schnelligkeit, Aktualität, ort Lokalgebundenheit der Information zu verdanken; was aber in den demokratischen Staaten bei der Befreiung der Presse von der Bevormundung durch den Staat (von den sonstigen Interessengruppen, die das Verhalten der Presseorgane beeinflussen, soll hier nicht die Rede sein) entscheidend war, ist das Vorhandensein vieler Zeitungen der verschiedensten Richtungen und Anschauungen, die sich gegenseitig doch irgendwie neutralisieren und in Schranken halten.

Anderes ist es bei Rundfunk und Fernsehen. Ihre technischen und kommerziellen Voraussetzungen ermöglichen den Betrieb und die Kontinuität nur durch eine oder wenige Organisationen und nur in größeren Räumen. So kommt es, daß die meisten Staaten nur eine Rundfunk- und Fernsehgesellschaft haben, die das ganze Territorium betreut. Nur ganz reiche und technisch hochentwickelte Länder haben mehrere voneinander unabhängige Rundfunk- und Fernsehgesellschaften, wie z. B. die USA.

So wie die Dinge sind, kann man begreifen, daß die Regierungen der Länder versuchen, diese Massenmedien irgendwie an sich zu binden oder sie sogar zu verstaatlichen. Dies tun sie umso lieber, als diese Massenmedien in direkter Weise akustisch und optisch auf die Menschen wirken und deshalb von den Regierungen vorzüglich als Mittel der Propaganda, der Festigung und Stabilisierung der bestehenden Zustände benützt werden. Besonders wichtig sind diese Instrumente naturgemäß für eine Politik der Zentralisierung und Integrierung der verschiedenen Komponenten und Kontraste in einen Einheitsstaat.

Das autonome Südtirol und die Massenmedien

Aus den obigen Ausführungen geht klar hervor, daß die Frage des Rundfunks und Fernsehens in Südtirol, wo für die Behauptung und Fortentwicklung der deutschen Volksgruppe eigene autonome Einrichtungen notwendig sind (welche auch durch einen internationalen Vertrag garantiert werden), ein ganz besonderes Problem darstellt. Die natürlichen lokalen Bedürfnisse und Notwendigkeiten stehen automatisch im Gegensatz zu der allgemein nationalen und zentralistisch-integrierenden Ausrichtung des italienischen Rundfunks und Fernsehens. Besondere Institutionen sind daher notwendig, um die vitalen und legitimen Interessen der Südtiroler, die nun einmal auf dem Gebiete der Massenmedien berührt werden, zu schützen. Die folgende Untersuchung will darstellen, wie dieses Problem in Südtirol gelöst wurde und wie der derzeitige Stand der Dinge ist. Dazu ist vorher notwendig, die allgemeine Struktur und Organisation des Rundfunk- und Fernsehens in Italien kurz zu skizzieren.

Die Struktur der RAI in Italien

Die Verfassung Italiens besagt, daß sich der Staat die Kompetenzen und die Gesetzgebung für Radio und Fernsehen vorbehalten. Kraft dieser Befugnisse wurde am 26. Jänner 1952 (Regierung Fanfani) zwischen dem Staat und der Rundfunkgesellschaft RAI (Radiotelevisione Italiana) ein Abkommen geschlossen (Gazzetta Ufficiale vom 5. April 1952, S. 1334), das dieser Gesellschaft das alleinige Recht überträgt, auf dem gesamten italienischen Territorium Rundfunk- und Fernsehsendungen durchzuführen. Darüber hinaus kann auch nur die RAI allein den Auslandsdienst betreiben. Der Vertrag, der der RAI das Monopol auf diesem Gebiet verschafft hat, besitzt eine vorläufige Gültigkeit bis zum 15. Dezember 1972.

Eine regionale Gesetzgebungszuständigkeit für Rundfunkangelegenheiten besteht nach Urteil des Verfassungsgerichtshofes vom 11. Juli 1961 nicht.

Die RAI ist eine Aktiengesellschaft mit 11 Millionen Aktien zu 500 Lire. Die Mehrheit dieser Aktien muß sich nach Art. 5, Abs. 1, in den Händen des staatlichen IRI (Istituto di Ricostruzione Industriale) befinden; diese Mehrheit darf nicht veräußert werden. Somit ist die RAI indirekt ein staatliches Unternehmen.

Organe der RAI sind: die Generalversammlung, der Präsident des Verwaltungsrates (Dr. Guaroni), die Generaldirektion und der Aufsichtsrat. Sämtliche Organe haben ihren Sitz in Rom.

Die RAI ist durch Vertrag verpflichtet, täglich zwei Fernsehprogramme und drei Hörfunkprogramme mit mindestens 25 Sendestunden ausstrahlen. Die Regierung hat Anspruch auf kostenlose Sendezeit von täglich bis zu zwei Stunden.

Regionale Beiträge sind vorgesehen. Darüber entscheidet aber nur der Sitz der RAI in Rom.

Nur Triest hat Anspruch auf Eigensendungen von täglich mindestens drei Stunden. Für die Region Trentino-Südtirol sind gesetzlich Sendungen in deutscher und ladinischer Sprache, in Triest in slowenischer Sprache vorgesehen.

Die RAI hat jeweils für drei Monate im voraus die Programme und die Einteilung der Sendezeiten festzusetzen und dem Post- und Fernmeldeminister zur Genehmigung vorzulegen.

Der Post- und Fernmeldeminister hat zu den Programmen und zu den Sendezeiten einen Programmausschuß anzuhören, der zur Ueberwachung der Programmrichtlinien beim Ministerium eingesetzt ist. Diesem Ausschuß gehören 19 Mitglieder an, und zwar: ein von der Regierung ernannter Präsident, ein Funktinar des Postministeriums, ein Vertreter des nationalen Erziehungsrates, ein Vertreter des Erziehungsministers, drei von Fachorganisationen benannte Schriftsteller, drei Musiker, zwei Dramatiker, ein Vertreter des Autorenverbandes usw.

Ueber die Lokalprogramme in Triest hat der Generalkommissar der Regierung in Triest und eine dortige Aufsichtskommission die Ueberwachungskompetenzen.

Die Ueberwachung der Unabhängigkeit und Objektivität der Sendungen obliegt einem Parlamentsausschuß, der aus 30 Mitgliedern aller Parteien zusammengesetzt ist.

Im übrigen ist die Programmüberwachung Aufgabe der lokalen technischen Ueberwachungsausschüsse. Diesen Ausschüssen gehören an: ein Staatsbeamter des technischen Dienstes, ein vom Bürgermeister der Gemeinde, in der der Ausschuß seinen Sitz hat, vorgeschlagener Vertreter und ein von den Rundfunkteilnehmervereinigungen oder mangels solcher vom Postminister vorgeschlagener Vertreter (in Südtirol: Dr. Raffainer).

Die RAI ist, wie obige Ausführungen ergeben, stark zentralistisch ausgerichtet (mit Ausnahme von Triest). Die Regierung hat eine ständige Kontrollmöglichkeit. Alles leitet Rom. Die Regionen (Florenz, Mailand usw.) müssen es als eine Wohltat empfinden, wenn sie einmal eine Sendung gestalten dürfen.

Die RAI in Südtirol

Wie steht es mit Struktur und Organisation des Rundfunks und Fernsehens in Südtirol?

Aus dem oben Angeführten geht schon hervor, daß außer Triest keine Region oder Provinz Italiens irgendwelche autonomen Kompetenzen oder Gesetzgebungsbefugnisse über Rundfunk und Fernsehen besitzt. Es besteht nur die gesetzliche Pflicht für die RAI, für deutsche und ladinische Sendungen in Südtirol zu sorgen. Dies bedeutet für Rom, daß es nur auf gewisse regionale Besonderheiten Rücksicht zu nehmen braucht (genauso wie besondere Regionen Italiens wie Sardinien oder Sizilien Programme haben, die einen größeren lokalen Akzent aufweisen). Von einer wirklichen autonomen Einrichtung in Bozen kann keine Rede sein.

Bald nach dem Ende des zweiten Weltkrieges errichtete die RAI das Studio Bozen. Zuerst war die Sendedauer in deutscher Sprache nur auf wenige Stunden beschränkt. Nach und nach nahm sie zu und erreicht heute die Länge eines normalen ganztägigen Programmes (14 Stunden). Früher war der Sitz der RAI-Bozen in der Sparkassenstraße. Seit einigen Jahren besitzt sie ein supermodernes Gebäude am Mazziniplatz in Bozen-Gries.

Es wird nun notwendig sein, die führenden Männer der RAI-Bozen vorzustellen und zu charakterisieren.

Oberster Leiter und Direktor der RAI-Filiale Bozen ist seit 1959 Dott. Fabio De Strobel (sprich s wie in scuola). Dott. Strobel ist Italiener und spricht nur ein sehr dürftiges Deutsch. Da alles, was die RAI-Bozen macht, der Aufsicht und vorherigen Genehmigung der Stellen in Rom unterliegt, pendelt er ständig zwischen Bozen und Rom. Frühere Direktoren der RAI-Bozen traten äußerlich deutschfeindlich auf, während Direktor Strobel sich bemüht, zu allen Stellen, südtirolerischen wie italienischen, gute Beziehungen zu unterhalten. Für Kritik ist er äußerst empfindlich und er will überall beschwichtigend eingreifen. Die italienischen Interessen werden bei ihm im großen diplomatischen Stil und in der Form äußerst konziliant wahrgenommen.

Den wohl wichtigsten Posten bei der RAI-Bozen hat der Leiter der Programmabteilung (Sezione programmi) Dott. Mario Paolucci. Paolucci ist süditalienischer Abstammung. Gehaben und Aussehen sind typisch südländisch. Die Statur ist schwächlich, die Bewegungen sind flink, die Sprechweise ist beweglich und schnell. Ein Mann von großer assoziativer Intelligenz, ein typischer agiler Intellektueller des Südens, wie sie in den Ministerien und Advokatenbüros Roms vorherrschen. Ein großes Geschick im Einschätzen und Sichanpassen an Situationen, geschmeidig, in vielerlei Hinsicht bewandert, hier, wenn es nottut, vollendeter Diplomat, verbindlich, tolerant und aufgeschlossen, dort strenger und zielbewußter Vorgesetzter. In einer der letzten Faschingsnummern wurde Paolucci als ein Radfahrer bezeichnet, der sich tief bückt, wo es nützt, aber nach unten völlig unberechenbar und nach den Erfordernissen seiner Interessen zustößt. So bezeichnet er sich selbst bei jeder Gelegenheit als Freund des Vizekulturassessors Dr. Anton Zeiger, ist in den Vorzimmern der Vertreter des höchsten Klerus in Südtirol häufig

zu finden, verhält sich zu der prominentesten Mitarbeiterin der RAI-Bozen, Sophie Magno, Gattin des Landeshauptmannes sehr zuvorkommend, ist ein eifriger und aufmerksamer Befehlsvollstrecker seiner Oberen in Rom, macht aber auf der anderen Seite jedem Südtiroler Mitarbeiter Schwierigkeiten, bei dem er eine feste und überzeugte Südtiroler Haltung bemerkt, den er also nicht zu seinen Zwecken gebrauchen und bei dem er es sich auch leisten kann. Wieviele Südtiroler, die ihre Mitarbeit an der RAI ohne Konzessionen an die besonderen Wünsche Dottor Paoluccis verstanden, mußten, ermüdet von den vielen Behinderungen und Interventionen von seiten des Programmleiters, der RAI von Rücken kehren, wieviele haben sich dort nur dank ihrer Geduld und Zähigkeit und dank der Ueberzeugung, damit Südtirol am besten zu dienen, gehalten.

Dottor Paolucci ist ein Mann in den Vierzigern. Bevor er an die RAI-Bozen kam, war er Professor an einer italienischen Schule in Meran. Politisch ist er ein DC-Anhänger (wie die ganze RAI von der DC beherrscht wird). 1964 hat er bei den Gemeinderatswahlen in Bozen auf einer DC-Liste kandidiert; er hat also auch politische Ambitionen. Dazu ist er der Organisator der italienischen Veranstaltungen der Cusanus-Akademie. Außerdem fungiert er als Sachverständiger des Kulturbeirates der italienischen Volksgruppe im Landesauschuß. Er ist somit ein Experte für italienische Kultur.

Von seiner Tätigkeit an der RAI gibt er vor, daß sie einen missionarischen Charakter habe. Er bringe Südtirol eine höhere Kultur und schließe es an die große Welt an. Sogar in der deutschen Kultur fühlt er sich zu Hause und mehr als die Südtiroler kompetent und er glaubt, daß er der rechte Mann ist, sie den provinziellen und in einem undifferenzierten Dialekt abgekunnen Südtirolern zu vermitteln. So hat er wiederholt namhaften Südtiroler Professoren kulturelle Sendungen aus der deutschen Geisteswelt ohne vorherige Mittelung abgeändert oder Passagen einfach gestrichen. Die ärgste Verachtung hegt er für das Oesterreichisch-Tirolische und für die Mentalität in unserem Raum. Abfällige Äußerungen aus seinem Munde über die stupiden und beschränkten Tiroler sollen wiederholt vernommen worden sein.

Das wirksamste Instrument, mit dem Paolucci operieren kann, ist das Geld. So setzt er jeweils die Gagen für die einzelnen Beiträge fest. Dabei ist es seine Methode, für Uebersetzungen aus dem Italienischen oder für Sendungen, die ihm im politischen Sinne opportun und nützlich erscheinen, hohe Gagen auszuzahlen, während den Mitarbeitern, die ihre Arbeit allzu „südtirolerisch“ oder „deutsch“ gestalten (wenn er sie überhaupt akzeptiert), nur sehr kärgliche Honorare bezahlt werden.

Der Abteilungsleiter der Nachrichtensektion ist Viltorio Armani, ein früherer Mitarbeiter des „Alto Adige“. Armani spricht nicht deutsch. Er wird in nächster Zeit durch Dott. Faustini, einen persönlich vom DC-Abg. Piccoli protegierten Mann, ersetzt werden, der ebenfalls nicht deutsch spricht. Alle diese Leute gehören der DC an. — In dieser Abteilung befinden sich verhältnismäßig viele Deutsche, da die Nachrichten übersetzt werden müssen. Als Nachrichtenquellen werden die ANSA und für den Lokalteil meistens italienische Korrespondenten benützt. In dieser Sektion arbeiten die bekannten Südtiroler Dr. Franz von Walther und der Präsident des KVV, Wilfried Wörndle. Die Redakteure dieser Abteilung werden am besten bezahlt.

Die technische Abteilung ist die personell am besten ausgebaut. Sie ist fast ausschließlich von Italienern besetzt. Geleitet wird sie von Ing. Galeazzi. Natürlich bereitet die Zusammenarbeit mit den Redakteuren oft Schwierigkeiten, da die Techniker oft nicht Deutsch können und daher zeitraubende Verständigungs- und Uebersetzungshilfen notwendig sind.

Die Personalpolitik der RAI

Die Personalpolitik der RAI ist bereits angedeutet worden. Bei ihr hat man von Anfang an zwei Gesichtspunkte verfolgt. Einerseits sollten Südtiroler Elemente gefunden werden, die die Tendenzen und die Anordnungen der italienischen Führung voll unterstützten und ausführten, die also entweder zu arglos sind, um die politischen Konsequenzen ihres Handelns zu sehen (etwa im Glauben, daß es ja doch nicht auf sie ankommt) oder die aus opportunistischen Gründen sich zur Verfügung stellen — und andererseits aus einigen anerkannten Persönlichkeiten aus dem Südtiroler Leben, denen man bereit war, etwas größere Autonomie zuzugestehen. Letzteres war notwendig, da diese Persönlichkeiten unbedingt als Alibi und als Blickfang gebraucht wurden, um die RAI in der Südtiroler Öffentlichkeit zu etablieren und zu konsolidieren.

Die RAI verfügt über Kräfte, die entweder in einem festen Angestelltenverhältnis stehen oder freie Mitarbeiter sind. Während man nun in der Regel als Dauerangestellte oft solche Südtiroler engagierte, die politisch im Sinne Roms als tauglich erkannt wurden, konnte es passieren, daß manchmal auch Leute eingestellt wurden, die man falsch eingeschätzt hatte und die später Schwierigkeiten machten. Diese Leute wurden dann meistens auf ein Geleise geschoben, auf dem sie keinen weiteren „Schaden“ anrichten konnten, etwa als Uebersetzer, in die Verwaltung usw.

Die Büro- und Verwaltungsangestellten werden, soweit nicht unbedingt Südtiroler erforderlich sind, von italienischen Kräften besetzt, von denen die Büros überfüllt sind.

Natürlich war es möglich, daß auf diese Weise Leute zum Zuge kamen und Karriere machten, die bei natürlichen Wettbewerbsbedingungen kaum eine Chance gehabt oder sich jedenfalls schwerer getan hätten, berücksichtigt zu werden. Es erweisen sich, allgemein gesprochen, solche spezifische Situationen als ein Eldorado für opportunistische und willfährige Naturen, für unqualifizierte und unausgebildete Leute oder für Menschen, deren Lebenssituation sie zum Ausnutzen solcher günstiger Situationen verleitet. Solche Leute sind eher bereit, die Vorbedingungen zu erfüllen, die in solchen Fällen das Wichtigste sind (übrigens erfolgen die Anstellungen ausschließlich durch Rom).

Fretlich hat ein solches Auslösprinzip katastrophale Folgen sowohl auf die Leistung und das Niveau der Institutionen als auch auf die Atmosphäre im ganzen Itaus. Tatsächlich sollen Neid, Mißgunst, Intrigen, gegenseitiges Ausspielen, unklare Verhältnisse an der Tagesordnung im Rundfunkhaus sein. Eine Rolle spielen auch die sogenannten „Reichsdeutschen“, die infolge ihres unsicheren psychologischen und staatsbürgerlichen Status oft allen Grund haben, den Italienern dienlich zu sein und die dann gegen die Südtiroler ausgespielt werden.

Es wurde bereits gesagt, daß man versucht, als freie Mitarbeiter bekanntere und geschätzte Südtiroler heranzuziehen, die womöglich auch, sollten sie das allgemeine Konzept in Gefahr bringen, ohne weiteres durch irgendwelche Aktionen gestört oder abgebaut werden können. So arbeiten seit Jahren Persönlichkeiten wie Dr. H. Vigl, Hans Fink, Dr. Seberich, Johanna Blum u. a. am Rundfunk mit. Für diese Südtiroler ergibt sich die Gewissensfrage, ob sie die Umstände im Kauf nehmen und versuchen sollten, das Beste aus der Sache zu machen. Man muß es ihnen tatsächlich hoch anrechnen, daß sie sich trotz teilweise geringer Bezahlung zur Verfügung stellen, um die Situation in ihrem Tätigkeitsbereich nach Kräften zu verbessern. Hierzu können alle diejenigen gezählt werden, die ihre Mitarbeit in diesem Sinne verstehen.

Eine der ältesten Mitarbeiterinnen ist Frau Sophie Magnago, die den gesamten Frauenfunk betreut. Ohne nun auf die Qualität ihrer Sendungen einzugehen, soll hier eine Ansicht berichtet werden, die man im Lande oft hört: Frau Magnago sei die Gattin des Obmannes der SVP; wie könnten nun die politischen Bestrebungen einer Aenderung der RAI zu Gunsten der Südtiroler von den Italienern ernst aufgefaßt werden, wenn die Frau des Landeshauptmannes die jetzige Situation durch ihre Mitarbeit unterstützt? Ihre Tätigkeit in der RAI sei durch ihre heikle gesellschaftliche Position eine ständige Desavouierung der SVP-Politik in Rundfunk- und Fernsehangelegenheiten.

Es ist aber keineswegs so, daß der derzeitige personelle Aufbau der RAI-Bozen einen Endpunkt darstellt. Die Tatsache der italienischen Leitung (Programmleiter und Direktor) ist eine zu auffällige und eklatante Situation, als daß sie für längere Zeiten haltbar und gesichert wäre. Man würde die Italiener als schlechte Politiker und die gesamte Schöpfung der RAI-Bozen als tölpelhaft ansehen müssen, wäre dem so. In Wahrheit ist es aber nur eine Uebergangslösung. Das Ziel bleibt, in dieser Zeit des Einlaufens und Festsetzens des ganzen Konzeptes diejenigen Südtiroler herauszusondieren, deren Einstellung und Verhalten eine Garantie und dauernde Absicherung im Sinne der römischen Bestrebungen bedeuten. Diese Absichten liegen klar auf der Hand. Es ist z. B. erstaunlich, daß ein Angestellter wie Dr. Bacher, der noch nicht einmal ein ganzes Jahr bei der RAI ist, zum engen Vertrauten Dott. Paoluccis geworden ist und ständig weitere Tätigkeitsbereiche zugewiesen bekommt. Dr. Bacher, ein früherer Schuldirektor in Deutschnofen, ist wegen seiner philorömischen Einstellung bekannt (seine Mutter und seine Frau sind Italienerinnen). Er schaltet und waltet bereits, als müßte man in ihm den zukünftigen Programmleiter sehen.

Diese Entwicklungen sind gerade jetzt, wo sich auf politischer Ebene die Möglichkeit einer künftigen Kontrolle und Einsicht durch die Landesbehörden abzeichnet, besonders genau zu beachten. Es scheint, als wolle man in personeller Hinsicht gewisse faits accomplis schaffen, die sich später stark zu Ungunsten Südtirols auswirken müßten. Zusammenfassend muß gesagt werden, daß die RAI, während sie am Anfang bei der Aufnahme des deutschen Personals große Schwierigkeiten gehabt hat, durch ihre geschickte Taktik sich jetzt im großen und ganzen bei der Bevölkerung durchgesetzt hat.

Die Südtirolpolitik und die RAI

Das Pariser Abkommen besagt: „§ 1: Den deutschsprachigen Einwohnern der Provinz Bozen wird volle Gleichberechtigung mit den italienischsprachigen Einwohnern im Rahmen besonderer Maßnahmen zum Schutze des Volkscharakters und der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des deutschsprachigen Bevölkerungsteiles zugesichert werden.“

Auf diesem Gebiet wird dem Leser schon Verschiedenes durch die Interviews klargeworden sein. Man hat bisher auf Südtiroler Seite die ganze Frage des Rundfunks und Fernsehens als einen Teilaspekt des Gesamtproblems gesehen und eine Bereinigung und Lösung der brennenden Fragen im Rahmen einer Gesamtbeilegung des Südtirolproblems angestrebt. Außerhalb dieser Bestrebungen wurde von seiten der Politiker sehr wenig getan. Die Tatsache aber, daß seit Kriegsende mehr als 20 Jahre verfließen sind, läßt erimmen, wie groß die Wirkungsmöglichkeiten der jetzigen Institution bereits waren. Wenn man dies bedenkt, fragt man sich, ob nicht energische Einzelbemü-

hungen der Politiker auf diesem Gebiete einige Mißstände verhindert oder abgestellt hätten. Vielleicht war man sich zu wenig der ungeheuren Suggestionkraft und Einflußmöglichkeit dieser Massenmedien auf die Südtiroler bewußt? Vielleicht hat man die Selbständigkeit und Widerstandsfähigkeit der Südtiroler überschätzt?

Wenn man z. B. berücksichtigt, daß gesetzlich bei dem lokalen Aufsichtsrat ein Vertreter der Rundfunkhörer vorgesehen ist, fragt man sich, weshalb dieser Posten gerade mit einem Manne wie Dr. Raffener besetzt werden mußte. Diese Angelegenheiten im südtirolerischen Sinne zu verfolgen, wäre Sache des Vizeassessors Dr. Anton Zelger und auch des Südtiroler Kulturinstitutes gewesen.

Irgendwelche politische Aktionen von dieser Seite her wären ohne weiteres möglich und nützlich gewesen. Auch unsere Parlamentarier hätten engagierter an diesen Aktionen mitwirken können.

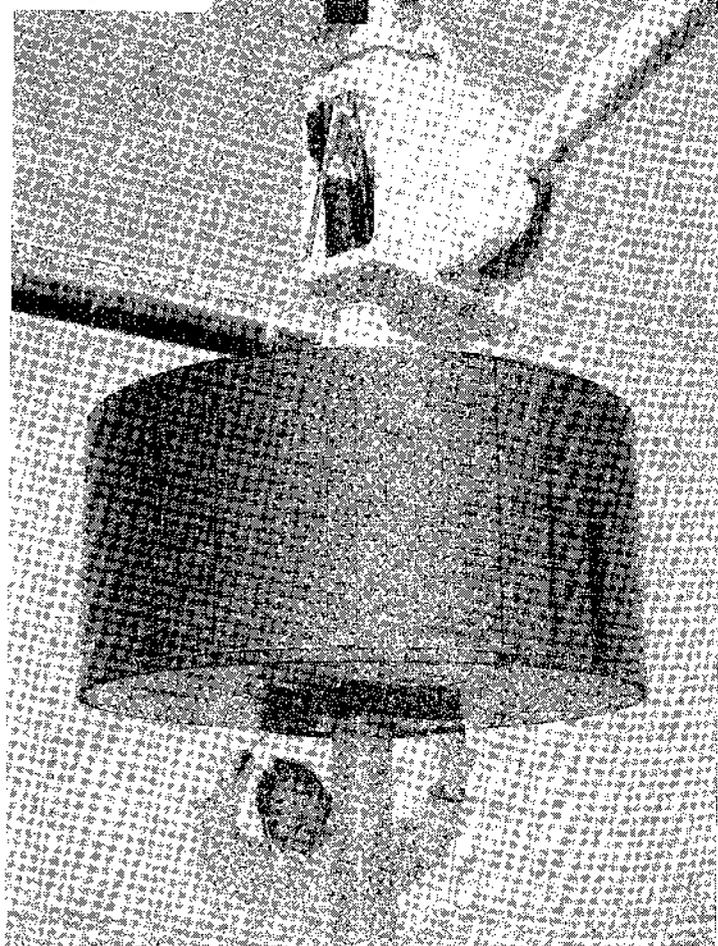
Die große politische Aktivität zur Lösung des Rundfunk- und Fernsehproblems läßt sich folgendermaßen skizzieren: bis zur Neunzehnerkommission im Jahre 1961 gab Rom keine Anzeichen, daß es auf diesem Sektor irgendwelche Zugeständnisse an die Provinz machen wollte. Das Ergebnis der Neunzehnerkommission im Jahre 1964 erbrachte folgenden Fortschritt: „Es sollten Befugnisse des Landes anerkannt werden, auf den verschiedensten ortsgebundenen Sachgebieten der Kunst und Kultur einschließlich der Teilnahme an der Verwendung der modernsten Erziehungs- und Kommunikationsmittel, nämlich Rundfunk und Fernsehen, Verfügungen zu erlassen. Die Verfügungen könnten auch den Umfang und die Art und Weise dieser Verwendung beinhalten, die unter Beachtung der geltenden gesetzlichen Regelung dieses Sachgebietes zu erfolgen hätten. (Gegen die Einschränkung „ortsgebundenen Charakter“ haben die Südtiroler Kommissionsmitglieder Vorbehalte ausgesprochen.)

Soweit wir informiert sind, scheinen sich die jetzigen römischen Angebote im „Paket“ auf diesem Sektor ungefähr in diesem Rahmen zu halten. Es sollen aber auch jetzt noch die Formulierungen sehr vage und unklar sein, so daß es keineswegs ausgeschlossen ist, daß die Spannungen und Streitigkeiten im Rundfunk- und Fernsehsektor fort dauern werden und unsere ganze Aufmerksamkeit erfordern werden wird, um den Dingen eine günstige Wendung zu geben.

Besonders schwierig ist die Situation auf dem Gebiete des Fernsehens. Die Italiener sind hier viel unnachgiebiger.

Als sich vor einigen Jahren immer deutlicher Wünsche und Bestrebungen in Südtirol bemerkbar machten, ein deutsches Fernsehen zu haben, parierte Rom plötzlich über Nacht mit einem begrenzten (einstündigen) deutschsprachigen Versuchsprogramm. Ohne vorherige Ankündigung oder Mitteilung, geschweige Beratung mit den örtlichen Behörden, erfuhren die Südtiroler im Februar vergangenen Jahres, daß nun

Nachrichten-Satellit COMSAT
Foto: dpa



Rom auch für die Fernsehbedürfnisse Südtirols in Form einer einstündigen Versuchssendung sorgen wolle. In aller Eile wurden die Vorbereitungen getroffen. In Rom wurde ein Studio errichtet. Der römische „Messaggero“ bemerkte damals in einem Artikel, daß Rundfunk und Fernsehen das einzige Mittel der italienischen Regierung seien, in Südtirol aktiv einzuwirken. Der „Domenica del Corriere“, das meistgelesene Sonntagsblatt Italiens, schrieb im Jänner 1966 unter dem Titel „Der einzige Krieg, der in Südtirol herrscht: Die RAI-TV geht daran, ein Fernsehprogramm in Südtirol einzurichten. Wenn der Sender „Freies Tirol“ wirklich die Südtiroler erreichen wollte, müßte er auf der Wellenlänge des Senders Bozen senden. Aber dann müßte er in einer Zeit senden, in der Radio Bozen schweigt, sonst dringt er gegen den starken Sender nicht durch. Bis jetzt gab es solche „rote“ Stunden. Aber jetzt hat Radio Bozen die Sendezeiten derart verlängert, daß es keine solche Pausen mehr gibt.“

Diese Maßnahme ist Teil eines bestimmten Planes. Der „Krieg der Wellen“ trifft uns nicht unvorbereitet an. Die RAI in Bozen hat Angestellte ersten Ranges und ganz neue Einrichtungen. Man braucht nicht zu erwägen, daß Dott. Fabio De Strobel, Direktor der Bozner RAI, Möglichkeiten hat, über die wir nicht verfügen. De Strobel hat „etwas mehr“ in Händen. Er hat den Rundfunk, er hat das Fernsehen, er bedient sich psychologischer Mittel von ungeheurer Wirksamkeit; er hat „Radio Bozen“ zu „etwas mehr“ gemacht, als zu einer gewöhnlichen regionalen Rundfunkstation.

Dieser psychologisch propagandistische Krieg ist geboren worden, als die RAI sich entschloß, die Programme in deutscher und ladinischer Sprache zu verstärken. Vorher hörten fast alle in der Provinz Radio Innsbruck, jetzt gibt es keine Hütte oder Bar, in der man nicht ständig das Programm von Radio Bozen vernehmen könnte.

Aber es gibt noch „etwas mehr“, das nicht unterschätzt werden sollte. Die Gestalter der Sendungen sind Leute von Südtirol, Leute des Ortes. Die Programme weisen viel lokalen Folklor, lokale Ideen, lokale Stimmen auf. Die politische und verwaltungstechnische Ueberwachung liegt aber in römischen Händen, das andere ist südtirolerisch. Die Journalisten und Mitarbeiter sind Südtiroler (z. B. Franz von Walthier, Sohn des Handelskammerpräsidenten, der von den „Dolomiten“ zum Radio überwechselte). Auch die örtlichen Musikkapellen sind ungeheuer stolz, endlich vor einem so großen Publikum zu spielen. Diese Musikkapellen waren bisher immer Ausdruck der Tradition, einer Tradition, in der der Nationalismus und der Terrorismus immer günstigen Nährboden gefunden haben.

Radio Bozen ist auch eine Arbeitsquelle. Symptomatisch ist, daß unter den hauptsächlichsten Mitarbeitern sich auch, um ein Beispiel zu nennen, Frau Sophie Magnago, aus Deutschland gebürtig, befindet, die die Gattin des Präsidenten der Südtiroler Volkspartei ist.

Die neueste Maßnahme Italiens ist das Fernsehen. Es wird nun eine einstündige Versuchssendung in deutscher Sprache eingerichtet. Dies ist ein weiterer Schritt zu einem gegenseitigen Verständnis der Volksgruppen in Südtirol. Dieser Ansicht ist auch Dr. Toni Ebner, Direktor der „Dolomiten“, der als ein Gemäßigter gilt. Er wehrt sich aber gegen diesen Ausdruck, da er sich als Extremist fühle. Extremist sein, bedeute nicht Terrorist sein.“



5. Exzellenz bei der Eröffnungsansprache Foto: RAI

Im Februar 1966 wurde die deutschsprachige Versuchssendung mit einer Rede des Bischofs von Bozen-Brixen Dr. Josef Gargitter eröffnet. Paolucci bemüht sich überhaupt stets um eine gute Zusammenarbeit mit der hohen Geistlichkeit; er soll sogar teilweise Programme mit ihr besprechen. Jedenfalls wurde das Fernsehen durch die Ansprache unseres Bischofs gleich heimisch gemacht.

Der Landesausschuß protestierte in einer Entschliebung gegen die einseitige Initiative Roms und stellte fest, daß dieses deutschsprachige Fernsehen in keiner Weise ein Ersatz für ein orientiertes deutsches Fernsehen aus dem Ausland sei, auf das die Südtiroler nach wie vor Anspruch hätten. Grundsätzlich könne man auf dieses Recht nicht verzichten.

Am 31. Dezember 1966 sprach der Landeshauptmann Dr. Magnago bereits im italienischen Fernsehen (wie sich ausländische Zeitungen in ihren Berichten ausdrückten — gemeint ist das deutschsprachige Versuchsprogramm) seine Mitbestimmungsrechte. Damit scheint auch von dieser Seite dieser Institution ein feierliches Placet gegeben worden zu sein, so daß die Südtiroler nun wissen, was sie davon zu halten haben.

Uns zur Verfügung stehende Informationen besagen, daß man von Südtiroler Seite nun auf dem Standpunkt stehe, daß ein mehrstündiges lokales Fernsehen genüge, wenn die Südtiroler durch Vertreter an der Auswahl von Aufzeichnungen österreichischer oder deutscher Fernsehgesellschaften mitwirken können. Auch wie vor steht nämlich die italienische Regierung auf dem Standpunkt, daß die Südtiroler nicht direkt (durch Relaisstationen) die ausländischen deutschsprachigen Programme empfangen dürften. Es könnte also, wenn obiger Standpunkt der SVF den Tatsachen entspricht, vermuten in dieser Sache zu einer baldigen Einigung zwischen Rom und Bozen kommen. Abgesehen davon, daß Südtirol zu klein ist, um sich kulturell eigenständig erhalten zu können, besitzt es nicht genug Kriterien und Gesichtspunkte, um diese kulturelle Auswahl so zu gestalten, daß sie nicht zur Zensur und Bevogung wird. Eine solche Entscheidung wäre deshalb unglücklich und würde grundsätzlich das Recht des einzelnen Südtirolers auf eine direkte Partizipation am kulturellen und geistigen Geschehen seines angestammten Kulturraumes preisgeben.

Rom will aber anscheinend stillschweigend jene Fälle dulden, wo in Südtirol zufällig das österreichische Programm direkt aufgefangen wird oder wo durch Kabelleitungen der Empfang des österreichischen Programmes erfolgt (wie es in Brixen und Sterzing der Fall ist).

Dies ist der politische Stand der Fernsehfrage. Rom läßt sich das deutschsprachige Fernsehen in Südtirol sehr viel kosten. Man spricht von jährlich zwei Milliarden Lire. Warum Rom die überaus hohen Kosten für Rundfunk und Fernsehen rentabel erscheinen, wurde zum Teil schon angedeutet, zum Teil werden wir am Ende unseres Berichtes diese Frage noch ein wenig beleuchten.

Die Programmgestaltung

Die Ausführungen über die Programmgestaltung können nicht, wie es die Art der üblichen Kritiken ist, allzusehr ins Detail gehen. Es soll nicht nachgewiesen werden, daß sich dieser oder jener Sprecher soundsovieler Male verhaspelt, daß dieses Fremdwort falsch ausgesprochen, dieser Dialekt komisch geklungen hätte; vielmehr soll versucht werden, die großen Linien der Programmgestaltung zu analysieren.

Es ist bereits davon gesprochen worden, daß das Programm für drei Monate im voraus festgelegt, gedruckt und den römischen Instanzen zur Ueberprüfung vorgelegt werden muß. Alles in allem gerechnet, müssen die Sendungen mindestens ein halbes Jahr vorher geplant und ausgearbeitet werden. Dies bedingt naturgemäß eine gewisse Schwerfälligkeit der Programmierung.

Ueber die Qualität, Opportunität und Verwendungsmöglichkeit der von den Südtiroler Mitarbeitern ausgearbeiteten Beiträge entscheidet in letzter Instanz Dottor Paolucci, der somit für die Südtiroler jene Autorität ist, von der sie und ihre Arbeit abhängen. Freilich wird das von Paolucci zusammengestellte Programm in Rom einer weiteren Genehmigung unterworfen; dies hat aber für die Südtiroler einen nur platonischen Sinn, da dorthin ja nur die bereits vom Bozner Programmleiter filtrierten und „gesäuberten“ Programme gelangen. Im Konkreten ist also für Südtirol Dottor Paolucci die Schlüsselperson, die annimmt oder ablehnt. Es soll sogar so sein, daß Rom (wie man aus politischem Munde oft hören kann) großzügiger und weniger selektiv im restriktiven Sinne eingestellt ist, als die Bozner Verantwortlichen, sodaß viele Schwierigkeiten und Hemmnisse nur letzteren zuzuschreiben sind (ähnlich wie man in der Politik oft hören kann, daß die Bozner DC über ihre römischen Stellen die Südtiroler manipuliert).

So werden also vom Programmleiter diese oder jene Stellen gestrichen, es werden ganze Arbeiten abgelehnt, es werden die Honorare gedrückt, alles mit den verschiedensten Ausflüchten. Aus diesem Grunde wird der Hauptteil der Programmierungen von losen Mitarbeitern bestritten, denen gegenüber man, auch in finanzieller Hinsicht, freie Hand hat. Ein wohl krasses Beispiel für die Zensur durch Dottor Paolucci ist der Schulfunk. Obwohl dieser eine Ausnahmestellung einnimmt, das heißt gesetzlich über den Inhalt dieser Sendungen nicht die Programmleitung der RAI, sondern das Schulamt verantwortlich ist (die RAI hat nur die technische Verantwortung), hat es über dessen Programm und Gestaltung dauernd Reibereien und Spannungen zwischen dem vom Schulamt betrauten Persönlichkeiten (Dr. H. Vigl, Dr. Rainer Seberich usw.) und der RAI bzw. Paolucci gegeben. Vor einem Jahr ist der ganze Schulfunk deswegen vollends geplatzt. Paolucci wollte ausdrücklich Änderungen im Programm, da der italienische Kulturraum zu wenig be-

rücksichtigt worden sei. Es kam zu einer regelrechten Konfrontation, in der auch der Provveditore Dott. Biscardo eingreifen mußte. Die Schulfunksendungen wurden für Monate eingestellt. Es zeigte sich, daß Dott. Biscardo zum Einlenken bereit war, während Paolucci nicht nachgeben wollte.

Erst im laufenden Schuljahr wurden die Schulfunksendungen wieder aufgenommen. Eine Autonomie dieser Programme gegenüber der Programmleitung der RAI wurde behauptet. Es ist die einzige Sendung des Bozner Rundfunks, welche von Südtirolern selbständig gestaltet wird. Ein Blick in das Programmheft wird dies sofort bestätigen.

Es kommt uns also auf diesem Gebiete eine Autonomie der Schulfunksendungen gegenüber der RAI zugute, die, nebenbei bemerkt, für ganz Italien gilt.

Die allgemeinen kulturellen Sendungen der RAI haben ihren eindeutigen Schwerpunkt im italienischen Kulturraum. Besonders klar sieht man dies in der Sendung: „Aus Kultur und Geisteswelt“. In dieser Sendung wurden nicht nur Monate, sondern Jahre hindurch Vertreter der italienischen Geisteswelt vorgestellt. Die Sendung „Dante Alighieri: Die göttliche Komödie“ lief beispielsweise vom Oktober 1962 bis zum Juni 1963 (mit einer Unterbrechung in den Sommermonaten); es waren über 100 (!) Sendungen. Darstellungen von Persönlichkeiten des deutschen Kulturraumes werden in keiner Weise so profiliert und meistens nur in Einzelvorträgen behandelt. Eine wichtige Rolle spielt natürlich auch die Zeit der Sendung. Prozentzahlen über die Häufigkeit und Intensität der Sendungen sind letzten Endes nicht gültig, wenn deren Sendezeit nicht gebührend berücksichtigt wird, da diese eine überragende Rolle spielt. Gerade Rundfunkleute wissen darum Bescheid. Eine Sendung am Vormittag oder Nachmittag kann z. B. nur 1/10 oder auch 1/50 der Hörer haben, als eine andere zu einer günstigeren Tageszeit.

Kulturelle Sendungen aus Oesterreich oder Deutschland werden nie direkt übernommen, sondern nur durch Bandaufnahmen kontrolliert vermittelt. Eine besondere Spezialität Paoluccis ist seine kulturelle Tätigkeit in Nordtirol. Dort versucht er angestrengt, gute Beziehungen anzuknüpfen. Bald taucht er an der Universität auf, bald im Landestheater, bald bei Radio Tirol. Für das italienische Kulturinstitut in Innsbruck hat er schon verschiedentlich gearbeitet. Er hat für dieses Vortragsorganisiert, wie z. B. über moderne italienische Autoren usw. Diese rege italienische kulturelle Tätigkeit in Nordtirol wird von Radio Bozen eifrig registriert. So wird es z. B. in der Programmankündigung fett herausgestrichen, wenn einmal ein italienisches Orchester in Innsbruck gastiert. Solche Konzerte werden regelmäßig durch Radio Bozen übertragen, während man es nie erlebt hat, daß Theateraufführungen und Konzerte österreichischer oder deutscher Ensembles, die in Südtirol auf Einladung des Südtiroler Kulturinstitutes gastieren, von der RAI aufgezeichnet und gebracht wurden.

Auch vor den Schauspielern des Tiroler Landestheaters hielt Paolucci Vorträge (diesen hat er auch bereitwillig sein allgemeines kulturelles Konzept unterbreitet). Einzelne Schauspieler aus Nordtirol wurden mit hohen Gagen zu einer Arbeit in der RAI-Bozen engagiert.

Diese besonderen Berühmungen Doktor Paoluccis um den Nordtiroler Raum beweisen die Intelligenz und die Konsequenz seiner Unternehmungen. Sollen die allgemeinen Absichten in Südtirol gelingen, muß auch das Nordtiroler Milieu kulturell betreut und so weit es geht, befriedet werden. Dies kann man teilweise auch durch gute Aufträge, Ankäufe und Gagen erreichen.

Religiöse und kirchliche Wünsche in bezug auf Sendungen finden bei Paolucci ein bereitwilliges Entgegenkommen. Es soll hier eine rege Zusammenarbeit nicht nur auf diesem Sektor geben. Man spricht sogar davon, daß ein Wohlwollen von kirchlicher Seite sehr wichtig für Laufbahnen in der RAI ist. Der notentielle Nachfolger von Paolucci, Dr. Bacher, der ganz in dessen Fußstapfen wandelt und von diesem überall eingeführt wird, hat als erstes eine Sendung „Das schönste Buch der Welt“ haben wollen, um sich damit bestens zu empfehlen.

Ein ganz besonderes Kapitel in der RAI ist das Gebiet der Unterhaltungsmusik. Hier wird davern schablonenartige und verdummende „Volksmusik“ geboten, die noch dazu meistens vielsprachig auftritt. Zwei Prinzipien sind dabei für die RAI wichtig: die lokalen Sendungen sollen möglichst stupid, bauernfängerisch und schmalzig sein, um die Südtiroler an ihrem eigenen Kitsch zu „ersäufen“. Statt für Geschmack zu sorgen, wird dieser abgestumpft. Die Umwelt soll möglichst banal, nivelliert, sentimentalisiert und primitiv aussehen.

Das zweite Prinzip besteht darin, die Südtiroler möglichst mit unverbindlichen, internationalen und sehr gemischten (oft auch mit italienischen) Produkten zu versorgen, um damit auch die weitere Welt zu verniedlichen und zum präparieren. Das Endprodukt ist der verdummte, zudem eingebildete Südtiroler, der weder Fisch noch Fleisch ist und der, von einem richtigen und echten Verständnis der wahren Vorgänge seiner Umwelt wie auch der großen Welt abgeschnitten, ein manipulierbares Objekt darstellt. Ein solcher Mensch ist seiner Umwelt keineswegs gewachsen und kann daher für ganz bestimmte Absichten sehr brauchbar sein.

Zu diesem Zwecke dienen auch die Erfolgssendungen („Aus Berg und Tal“, „Kreuz und quer durch unser Land“, Wunschsendungen usw.) etwa nach dem Motto der Römer „panem et circenses“. Sie sollen Köder sein, um die große Masse anzulocken. Mit billigen Tricks, nämlich dadurch, daß die Eitelkeit und

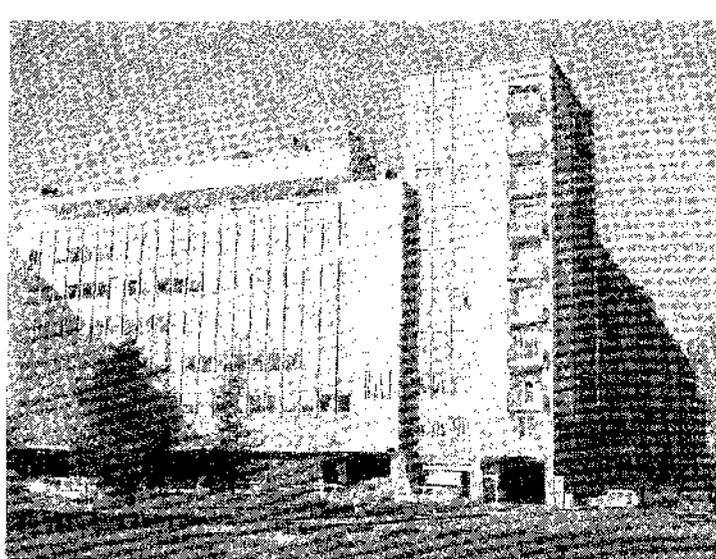


Foto: E. Perri

ein falscher Geltungstrieb des Menschen provoziert werden, will man sich populär und beliebt machen („Jatz bin i a amol im Radio gwesn“). Wettbewerbe, in denen außergewöhnlich großzügige Preise vergeben werden, sind weitere wirksame Mittel. So gab es allein im Jahre 1964 20 Wettbewerbe. Die Wunschsendungen, in denen kostenlos endlose Geburtstagswünsche in den Äther gesandt werden, sind auch hier einzuereihen.

Wie erfolgreich im negativen Sinn solche Sendungen sind, soll an einigen Beispielen gezeigt werden. So hat die Sendung „Die lustigen Grödnere“ über 1000 Zuschriften erbracht, „Die lustigen Eppanere“ über 1500 und „The black stars“ über 1800. Solche Fluten zeigen klar die Bedenklichkeit dieser Vorgänge.

Es wäre nicht Aufgabe des Rundfunks, niedere Instinkte anzustacheln, sondern er hat bei allem, was er tut, eine bildende und erzieherische Aufgabe.

Vor oder nach solchen populären Sendungen werden geschickt musikalische Einlagen, die möglichst international und teilweise mit italienischen Schlagern gespickt sind, eingeschaltet.

Eine weitere bedenkliche Einfügung sind die dreimaligen italienischen Sendungen, die das deutsche Programm unterbrechen. Da das Programm in deutscher und latinischer Sprache laufend ist, wird der Hörer plötzlich gezwungen, entweder abzuschalten oder die anderssprachigen Sendungen über sich ergehen zu lassen. Das Ganze ist nicht einzusehen, da doch die Bozner RAI für die Südtiroler geschaffen wurde und es noch zwei andere Frequenzen auf UKW gibt, die benützt werden könnten.

Immer wieder werden weitere Hinweise auf die nationalen italienischen Programme eingestreut. Am Ende des deutschsprachigen Programmes abends wird einfach gesagt, daß der Hörer jetzt auf die anderen Kanäle umschalten solle (die italienisch sind), ohne daß man sich von ihm auf deutsch verabschiedet.

Die Arbeit der Nachrichtenabteilung zeichnet sich durch einen gewissen politischen Absentismus aus. Ein Eingehen auf politische Vorgänge in Südtirol wird streng vermieden. Alles ist bestens gefillert. Man hört zwar Eingehendes über die Unfälle in der Provinz Trient, aber keine politischen Kommentare über Vorgänge in Südtirol. Die Nachrichten aus Italien sind reichlich, die aus dem Ausland eher spärlich.

Das deutschsprachige Fernsehen untersteht Doktor De Strobel. Dieses einstündige Programm wird in Rom zusammengestellt. Man spricht davon, daß es pro Tag fünf Millionen Lire kostet, das macht im Jahr über zwei Milliarden. Wenn man bedenkt, daß Rom sonst in finanziellen Dingen gegenüber Südtirol eher zugeknöpft ist, dann fragt man sich, ob nicht politische Gründe bei dessen Betrieb im Vordergrund stehen. Zum Vergleich überlege man, daß sich zum Beispiel europäische Millionenvölker wie Griechenland und die Türkei noch kein Fernsehen vermögen.

Das IV-Programm wird in Rom zusammengestellt und ausgestrahlt. Es enthält 10 Minuten Nachrichten und anschließend meistens einen 50-Minuten-Film. Die Filme sind genauestens selektioniert. So zeigt man mit Vorliebe Filme über Rassenprobleme, internationale Varietés und Kriminalstücke. Die Filme haben den Zweck, das Milieu in Südtirol aufzulockern und eine gewisse Konfusion der Werte und Begriffe zu erzeugen. Nach der einen deutschsprachigen Stunde geht das Programm in das italienische Programm über und jeder Südtiroler wird automatisch weiterschen, da eine Stunde zu wenig ist. Auf diese Weise wird erzielt, daß sich die Südtiroler um so eher auch das italienische Programm anschauen.

Der Empfang direkter ausländischer Programme über Releisstationen in Südtirol wird von der italienischen Regierung abgelehnt. Tolziert wird nur, wenn dieser Empfang direkt erfolgt, was aber in Südtirol nur auf gewissen Höhen möglich ist. In Brixen und Sterzing haben Südtiroler Radfototechniker geschlossene Leitungen von oben in die Stadt geführt. Der Anschluß an das österreichische Fernsehen kostet in Brixen 50.000 Lire. Die Brixner Hofburg besitzt einen solchen Anschluß.

Fernsehauzeichnungen werden in Oesterreich und Deutschland ausgemittelt und gekauft. Was Theaterstücke angeht, werden regelmäßig ausländische Bühnen nach Südtirol hergebracht; im Cristallo-Theater werden dann die Aufnahmen gemacht. Die Durchführung der umfangreichen organisatorischen Aufgaben hat der bekannte Karl Margraf in Händen. Vom ökonomischen Standpunkt aus erscheint es unverständlich, daß die RAI die riesigen Kosten auf sich nimmt, Bühnen aus dem Ausland zu holen, um hier mit ihnen nur Aufnahmen zu machen. Die Ausleihe entsprechender Theateraufzeichnungen im Ausland böte keine Schwierigkeit. Sicher verbinden die Verantwortlichen mit diesem Vorgehen gewisse finanzielle Erwägungen.

Die RAI und die Südtiroler Presse

Noch einer besonderen Erwähnung bedarf das Verhältnis RAI „Dolomiten“. Seit Jahren schon tätigt die RAI in unserem einzigen Tagblatt eine ausgedehnte und eindringliche Werbetätigkeit. Die redaktionellen Ankündigungen der Rundfunk- und Fernsehprogramme fallen hier weiter nicht ins Gewicht. Hervorgehoben muß aber eine Art Beilage werden, die die „Dolomiten“ jeden Freitag ganzseitig enthält. Besagte Seite hat einen festen Kopf der RAI und ist von dieser gekauft worden. Die RAI hat das alleinige Recht, sie zu gestalten, wie sie will. Teilweise gibt sie der „Dolomiten“-Redaktion den Auftrag, die Beilage zusammenzustellen, was auf eine gute Zusammenarbeit hinweist.

Diese Aktion der RAI bzw. die Werbebeilage erschien am 4. Jänner 1963 zum erstenmal. Seither erscheint sie regelmäßig entweder auf Seite 3 oder 5. Redaktionell gesehen hat sie dadurch eine ausgezeichnete Stellung, was natürlich die Kosten vermehrt. Man schätzt, daß diese Beilage pro Woche über 100.000 Lire zu stehen kommt. In all den Jahren hätte die RAI also schon hier über 25 Millionen Lire der Athesia bezahlt.

Die Gestaltung dieser Beilage ist sehr überlegt. Das obere Feld beherrschen die Programmtafeln. Seit Mitte Oktober 1963 beginnt die RAI (dies soll der Programmleiter Dottor Paolucci persönlich tun), bestimmte Sendungen dadurch noch besonders hervorzuheben, daß sie mit einem Rahmen versehen werden.

Das neue deutschsprachige Fernsehen befließt sich auch einer intensiven Werbetätigkeit in unserem Tagblatt. Fast jeden Tag erscheinen ein oder zwei Bildausschnitte aus dem Programm des Abends. Dazu gibt die RAI noch eine eigene, stark auffällige Programmankündigung in die Zeitung, die auch mit einem schwarzen Rahmen versehen wird. In dieser Ankündigung wird nicht nur das Programm angegeben, sondern es wird darunter im Kleindruck sogar eine detaillierte Inhaltsangabe der abendlichen Sendungen, etwa des Films, des Stückes usw. geboten. Das Ganze ist 20—30 cm lang. Nach dem normalen Tarif dürfte allein die Propaganda für das Fernsehen täglich (einschließlich Bilder) 50.000—60.000 Lire ausmachen. Dies ergibt im Jahr die erkleckliche Summe von ca. 20 Millionen Lire.

Wenn man diese außergewöhnliche Aktivität betrachtet (es kommt sonst nirgends vor, daß der Rundfunk in solchem Ausmaße in den Tageszeitungen wirbt), muß man zwei Folgerungen ziehen: Die RAI setzt mit viel Geld und mit werbepsychologischen Methoden ihre Bestrebungen in Südtirol durch (und dahinter die italienische Regierung) und zweitens, die „Dolomiten“, also die Athesia, macht mit dieser Werbetätigkeit ein großes Geschäft.

In dieser Situation, mit diesen geschäftlichen Verquickungen erscheint es verständlich, daß die „Dolomiten“ seit vielen, vielen Jahren auf eine ernste und gründliche publizistisch-kritische Tätigkeit gegenüber der RAI verzichtet. Es wäre, wenn man die wirkliche Lage bedenkt, oft die Veranlassung und Notwendigkeit gewesen, eine breite Pressekampagne gegen mancherlei Mißstände und Anmaßungen der RAI-Bozen durchzuführen. Man hat sich aber mit einer sporadischen Veröffentlichung von Leserbriefen begnügt, die oft nur Teilspeckle der Probleme aufzeigen. Diese seltenen Proteste wegen irgend-eines Sprechers oder einer verhauten Sendung usw. haben kaum jemandem weh getan. Ihre Wirkung ist meistens die, daß man mit einer kleinen äußerlichen Aenderung alles beim Alten beläßt.

Ernster haben sich die „Südtiroler Nachrichten“ um das Rundfunk- und Fernsehproblem angenommen. In einem Leitartikel hat diese Zeitung im Jänner 1966 einige Mißstände und Probleme der RAI-Bozen dargelegt. Im Zusammenhang mit der einstimmigen Entscheidung der Südtiroler Landesregierung hinsichtlich des Rechtes der Südtiroler auf den Empfang

ausländischer Programme vom Oktober 1965 (im Februar 1966 war als Antwort das deutschsprachige Versuchsternsehen da), wies die Zeitung darauf hin, daß baldige Änderungen notwendig sind. Durch Veröffentlichung von Leserbriefen haben die „Südtiroler Nachrichten“ das Problem weiter wach gehalten. Dottor Paolucci bekommt angeblich sehr viele Leserbriefe von Südtirolern. Es sollen meistens positive sein. Man sagt, daß er sich die positivsten dieser Leserbriefe sammelt und sie jedesmal, wenn er nach Rom fährt, dort seinen Vorgesetzten zur Bestätigung seiner fruchtbaren Arbeit vorzeigt.

Abschließende Folgerungen

Dieser Bericht wird klargemacht haben, daß die RAI-Rom und mit ihr der italienische Staat mit ihrem deutschsprachigen Rundfunk und Fernsehen in Südtirol ein ganz bestimmtes politisches Ziel verfolgen. Zur Erreichung dieses Zieles werden ungeheure Kosten nicht gescheut. Man könnte es auch so formulieren, daß die RAI versucht, die Südtiroler auf diese oder jene Art regelrecht zu kaufen. Es gibt genug Pressestimmen aus Italien (darunter auch der „Corriere della Sera“), die dieses eindeutige Konzept besätigen. Daß es eindeutig ist, dürfte bei einer Überlegung der Fakten und Umstände kaum zu bestreiten sein. Das große Ziel ist, die Südtiroler langsam und unmerklich von ihren natürlichen kulturellen und geistigen Bindungen an den deutschen Sprach- und Kulturraum zu lösen und sie der italienischen Welt zuzuführen. Dieses Verhalten Italiens trotz einer verfassungsmäßig und international verankerten Garantie zur Erhaltung der Substanz der Südtiroler Volksgruppe erweist sich hier um so schwerwiegender, als Rom mit Rundfunk und Fernsehen tatsächlich erstklassige Instrumente in der Hand hat, um diesen entscheidenden Assimilierungsschritt subtil aber takträchtig zu vollziehen.

Der „unschuldigste“, deshalb wohl auch unredlichste Ausdruck für dieses Assimilationsprogramm ist das Schlagwort „Integration“. Oft wird dafür auch das „Verständnis unter den Volksgruppen“ oder die „Annäherung, Freundschaft und das brüderliche Zusammenleben“ bemüht.

Man vergesse nicht, daß fast sämtliche Südtiroler Familien ein Rundfunkgerät haben, was ca. 40.000 Apparate ausmacht. Die Anzahl der Fernseh Abonnenten steigt ständig. Es ist keine Übertreibung zu behaupten, daß diese Massenmedien eine ungemein größere Verbreitung und Wirksamkeit in unserer Bevölkerung haben, als unsere eigenen Presseorgane („Dolomiten“: Auflage ca. 14.000). So grotesk es ist, lenkt und führt Rom die Hauptwerkzeuge für die öffentliche Information und Aufklärung in Südtirol, macht zum guten Teil letztlich Rom unsere öffentliche Meinung, wobei wir im Alltag und ohne viel Nachdenken glauben, das sei „unser eigenes“ Radio und „unser eigenes“ Fernsehen.

Diese drohende Gefahr wird solange bestehen, als es nicht gelingt, der Südtiroler politischen und kulturellen Vertretung ein Mitspracherecht in den Programmen und auch in der Personalpolitik zu verschaffen, damit wirklich nur diejenigen diese wichtigen Führungsaufgaben übernehmen, die bereits Leistungen erbracht und von uns als qualifiziert und würdig befunden wurden. Es gilt, große Schäden der Vergangenheit gutzumachen und weitere Schäden in der Zukunft zu verhindern. Es gilt, Rom endlich begreiflich zu machen, daß wir ernstlich solche Zustände, wie sie derzeit in der RAI herrschen und für die Zukunft weiter ausgebaut werden, nicht akzeptieren werden, daß wir diese Politik der ständigen Infiltration und Uebervorteilung als einen üblen Rassismus und als eine Provokation betrachten. Wir sind entschlossen, die Gestaltung unseres geistigen und kulturellen Menschseins selbst zu übernehmen und lehnen eine Bevormundung ab, die ständig unser Selbstbewußtsein verletzt und die letzten Endes auch Ausdruck eines tiefen Mißtrauens ist. Was können wir aber wirklich Nützliches und Fruchtbare leisten, wir, die wir Brücke und Vermittler zwischen Nord und Süd sein sollten und dadurch eine erstrangige europäische Aufgabe zu erfüllen hätten, wenn Italien uns gegenüber ein tiefes Mißtrauen hegt und unseren Charakter und unsere Persönlichkeit unterdrückt? Es sei also dies auch ein Appell an Rom, uns gegenüber auf dem Gebiete des Rundfunks und Fernsehens endlich fair zu sein, damit auch wir einmal ein unbelastetes und fruchtbares Verhältnis zum Süden gewinnen können.

Benützte Literatur:

1) Internationales Handbuch für Rundfunk und Fernsehen, Hamburg 1965/6.

2) Karl Heinz Eitschel: Diplomatie um Südtirol, Stuttgart 1966.

Schüler und Studenten

haben besonders günstige Bedingungen beim Kauf von Sicht- und Sonnenbrillen bei



Informationsgespräche über RF und TV

... mit Abg. Dr. Karl Mitterdorfer

(Franz Lanthaler und Pepi Zelger)
(Bozen, 4. März 1967)

Skolast:

Herr Abgeordneter, können Sie uns kurz skizzieren, was bezüglich der für die ethnischen und kulturellen Interessen der Südtiroler so wichtigen Massenmedien, Rundfunk und Fernsehen, von seiten der Landesregierung bis jetzt unternommen worden ist?

Abg. Mitterdorfer:

Nach dem bestehenden Autonomiestatut hat die Landesregierung auf diesem so wichtigen Sektor leider keine spezifische Kompetenz und damit auch keine Möglichkeit, etwas zu unternehmen. Die Neunzehner-Kommission hat sich natürlich auch mit diesem Gegenstand eingehend befaßt und Rundfunk und Fernsehen ausdrücklich in die Formel aufgenommen, die sich auf die kulturelle Tätigkeit bezieht. Lautet der derzeitige Punkt 5 des Art. 11 des bestehenden Autonomiestatutes: „Örtliche künstlerische Veranstaltungen“, so liest sich die der Regierung vorgetragene neue Formulierung wie folgt: „Ortsgebundene Veranstaltungen und Tätigkeiten künstlerischen, kulturellen und erzieherischen Charakters, auch mittels Rundfunk und Fernsehen.“ Diese neue Formel soll, gemäß Bericht der Neunzehner-Kommission „die Befugnisse des Landes anerkennen, auf den verschiedenen Sachgebieten der Kunst und Kultur, einschließlich der Teilnahme an der Verwendung der modernsten Erziehungs- und Kommunikationsmittel, nämlich Rundfunk und Fernsehen, Verfügungen zu erlassen“.

Es wurde dabei grundsätzlich unterschieden zwischen technischem Apparat und technischen Einrichtungen einerseits, und Verfügungsmöglichkeit, d. h. Benützung dieses Apparates andererseits. Laut Grundgesetz hat in Italien die RAI als einzige die Konzession für den technischen Apparat, praktisch also eine Monopolstellung. Für unsere Belange wesentlich war die Möglichkeit, diesen Apparat im örtlichen Bereich für unsere kulturellen und erzieherischen Belange verfügbar zu haben. Dies ist nur dann gegeben, wenn Programmgestaltung und Durchführung des örtlichen Programms der Volksgruppe überlassen wird. Kein Italiener, und spräche er noch so gut deutsch, könnte diese Aufgabe zufriedenstellend lösen. Programmleitung und -durchführung müssen also autonom und verantwortlich den Südtirolern übertragen werden.

Dazu ist erforderlich, daß die RAI bezüglich der Personalbesetzung das Einverständnis mit der Volksgruppe pflege und daß ein örtlicher Rundfunkausschuß, in welchem die verschiedenen mit Kultur und Erziehung befaßten Organisationen der Volksgruppe vertreten sind, das Programm genehmige und die Durchführung desselben überwache.

Ein besonderer Diskurs ist über das Thema „Fernsehen“ zu machen. Die Südtiroler haben das Recht, als gleichgestellte Staatsbürger und, laut Verfassung, besonders zu schützende Minderheit, aber auch kraft des Pariser Vertrages (welcher die kulturelle Entwicklung der Volksgruppe zusichert) ein vollständiges deutsches Fernsehprogramm zu empfangen. Sicher könnte ein solches Programm für die Südtiroler erstellt werden, der Staat müßte aber dazu beachtliche Mittel verfügbar machen. Ich glaube nicht, daß er dazu bereit ist. Das war auch ein Grund mit, weshalb die Neunzehner-Kommission der Regierung den Vorschlag gemacht hat, man möge Mittel und Wege ausfindig machen, um in Südtirol die Möglichkeit des Empfanges der Fernsehprogramme aus den benachbarten deutschsprachigen Ländern (Österreich, Deutschland und der Schweiz) zu schaffen.

Leider scheinen auf diesem Sektor die Schwierigkeiten sehr groß zu sein. Kommt noch ein anderes dazu: mehr noch, so möchte ich sagen, als im Bereich des Sprechfunks gilt für das Fernsehen die Notwendigkeit, daß das Programm für die Südtiroler von den Südtirolern verantwortlich gestaltet werde. Nun hat aber die RAI, offensichtlich auf höhere Weisung und ohne die Landesregierung überhaupt zu informieren, im Februar 1966 mit einem einstündigen deutschsprachigen Fernsehprogramm begonnen. Die römische Zeitung „Messaggero“ schrieb dazu, daß diesem Versuch große politische Bedeutung zukomme, sei das Fernsehen ja der einzige Weg, die deutschsprachige Bevölkerung in Südtirol zu beeinflussen. Also Fernsehen mit politischer Zielsetzung! Da kann es nicht wundern, wenn für dieses Programm italienische Mitarbeiter ohne jede Voraussetzung herangezogen werden (ich erinnere nur an die geradezu skandalöse Sendung „auf den Spuren der Minnesänger“), und zum Teil (ich möchte nicht verallgemeinern) ein selbster Mangel an Einfühlungsvermögen in die Mentalität unserer Bevölkerung gezeigt wird. Von einer immer wieder festzustellenden Einseitigkeit der Berichterstattung, die kaum den deutschsprachigen Mitarbeitern anzulasten ist, ganz ab-



gesehen. Es ist klar, daß wir solche politische Einwirkungen auf eine Einrichtung, die im Dienste der kulturellen Entwicklung unserer Volksgruppe steht, unmöglich akzeptieren können. Zu sehr erinnert dies an unglückselige Zeiten totalitärer Vergangenheit!

Skolast:

Haben Sie davon gehört, daß die deutschen Mitarbeiter im Rundfunk mit der Direktion angeblich Schwierigkeiten haben?

Abg. Mitterdorfer:

Von solchen Schwierigkeiten der deutschsprachigen Mitarbeiter wird mir immer wieder berichtet. Sie hängen wahrscheinlich zusammen mit Mängeln in der Organisation, mit nicht genügend klarer Kompetenzverteilung, mit der Tatsache, daß man diese Mitarbeiter nicht ihren Fähigkeiten gemäß arbeiten läßt, sondern sie willkürlich hin und her schiebt, mit der Tatsache, daß man an den Programmen und an einzelnen Sendungen herummanipuliert, alles in allem eben mit der Tatsache, daß die Leitung des deutschsprachigen Programmes in der Hand von Personen liegt, die nicht der Volksgruppe angehören und deshalb, selbst wenn man guten Willen voraussetzt, nicht in der Lage sind, das nötige Verständnis aufzubringen. Das soll kein Pauschalurteil sein, sondern soll nur Mängel aufzeigen. Peinlich wirkt allerdings, wenn die politische Zielsetzung zu offensichtlich durchschlägt.

Skolast:

Was sagen Sie zu der Art Sendung wie „Aus Berg und Tal“? Man stellt diese Dinge als typisch Südtirolerisch hin. Wird da nicht eine Mentalität herangezogen...?

Abg. Mitterdorfer:

Man kann sich oft des Eindrucks nicht erwehren, als wolle man die Südtiroler so darstellen, als wären sie auf einer recht primitiven Kulturstufe stehengeblieben. Da einfache Menschen oft nicht gut unterscheiden können, was echt oder unecht ist, bedeutet solche Berieselung mit Wertlosem und Unechtem sicher nichts Positives.

Skolast:

Wie steht es bei unseren eigenen Leuten? Hätten wir Persönlichkeiten, die ein ordentliches Programm aufzubauen in stande wären? Kurz: wären wir hier autonomiereif?

Abg. Mitterdorfer:

Selbstverständlich, davon bin ich überzeugt: wir hätten außer so manchem guten Element, das bereits mitarbeitet, genug fähige Leute, die sich sicher noch zur Verfügung stellen werden, sobald die Zustände in der RAI, bezüglich des deutschsprachigen Programmes, sich normalisiert haben werden.

Skolast:

Warum macht die RAI hier im „Cristallotheater“ Aufzeichnungen mit ausländischen Ensembles?

Abg. Mitterdorfer:

Das entzieht sich meiner Kenntnis. Ich glaube aber, daß manche Erscheinungen verständlich werden, wenn man die gesellschaftliche Seite mit ins Auge faßt.

Skolast:

Man hört so munkeln, die Forderung auch ausländische Programme hereinzubekommen, werde immer ausweichend beantwortet.

Abg. Mitterdorfer:

Im Sinne der Empfehlung der Neunzehner-Kommission, bezüglich des Fernsehens, sind wir schon seit Monaten in Verhandlung mit dem Postminister, der die „technische“ Zuständigkeit hat. Bisher konnten wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß man dieses Thema dilatorisch behandelt und Schwierigkeiten sucht, die an sich nicht in diesem Ausmaße vorhanden sind. Scheinbar ist man nur bereit, den Empfang ausländischer Fernsehprogramme zu tolerieren, wenn dieser ohne eigene Relaisstationen möglich ist. Das gilt für den Empfang schweizerischer Fernsehprogramme in der Lombardei wie auch in gewissen Zonen unseres Landes für das österreichische Fernsehen.

Skolast:

Wird das deutsche Fernsehen hier zu einem vollständigen Programm ausgebaut werden?

Abg. Mitterdorfer:

Ich schließe das aus dem bereits angegebenen Grunde vollständig aus. Man wird das einstündige Programm auf ein vielleicht zwei- oder dreistündiges erweitern. Aber bereits das wird eine Unmenge Geld kosten. Ich möchte dazu nochmals grundsätzlich sagen: Ein eigenes, örtliches Nachrichtenprogramm ist durchaus in Ordnung. Darüber hinaus werden wir aber auch auf das Recht bestehen, ein vollständiges deutschsprachiges Fernsehprogramm entweder selbst aufzubauen oder es von auswärts empfangen zu können. Gerade weil wir genau wissen, welchen Eindruck das Fernsehen ausübt. Das Bild prägt sich noch stärker ein als das bloß Gehörte. Der einfache Mensch nimmt das Phantombild für die Realität und läßt sich dadurch viel mehr beeindrucken. Gerade deshalb können wir es nicht zulassen, wenn über dieses Massenmedium Politik betrieben wird.

Skolast:

Wie wird bei Gewährung einer neuen Autonomie die Umstrukturierung in der Personalbesetzung in der RAI vor sich gehen. Wird es da keine Schwierigkeiten geben?

Abg. Mitterdorfer:

Schwierigkeiten wird es freilich geben, aber es wird gehen. Die RAI weiß um die neuen Formeln und kann sich rechtzeitig so darauf einrichten, daß die Arbeit ohne zu leiden weitergehen kann. Wenn sie allerdings versucht, vollendete Tatsachen zu schaffen, dann könnten die Schwierigkeiten auch größer werden. Immerhin sieht die Gestaltung des kulturellen Sektors, wie kaum ein anderer, der Volksgruppe zu und damit auch die Gestaltung des Rundfunk- und Fernsehprogramms, und das muß die RAI einsehen.

Skolast:

Es gäbe also schon Leute...?

Abg. Mitterdorfer:

Sicher gibt es noch Leute, die sogar gerne mitarbeiten, wenn die Lage einmal geklärt ist.

Skolast:

Wie könnte man jetzt schon auf das Programm einwirken?

Abg. Mitterdorfer:

Durch Zuschriften könnte man vielleicht schon einiges im Programm erreichen. Es war schon immer meine Idee, daß sich auch bei uns die Rundfunkhörer zu einer Organisation zusammenschließen sollten, wie das auch sonst überall der Fall ist, um ihre Interessen zu wahren. Man müßte auch Leute finden, die Zeit haben, das ganze Programm abzuhören (vielleicht Pensionisten), Leute mit Urteilsvermögen. Diese sollten dann die Sendungen kritisieren: etwa jede Woche eine ausführliche Kritik in der Zeitung über das Programm der vergangenen Woche. Dahinter müßte allerdings eine Organisation von Tausenden von Leuten stehen. Das ist jetzt wichtig, wo die ganzen Befugnisse in den Händen von Italienern liegen, wird aber auch später noch wichtig sein, um den Sendungen ein entsprechendes Niveau zu sichern.

Skolast:

Man muß die Dinge so gestalten, daß der Hörer nicht nur mühelos und genüßlich einem Programm folgen kann. Man müßte das immer ein bißchen höher schrauben...

Abg. Mitterdorfer:

Hier haben wir jedenfalls eine ganz große Aufgabe zu erfüllen, und zwar eine echte kulturelle Aufgabe. Wenn wir einmal selbst etwas gestalten können, dann muß dieses etwas Niveau haben. (Auch ein Schläger kann gut oder schlecht sein.)

Skolast:

Herr Abgeordneter, wir danken für das Gespräch.

„Gespräche“ mit den RAI-Direktoren Bozen, 8. März 1967

Als notwendigen und wesentlichen Bestandteil einer ausführlichen Darstellung des Rundfunk- und Fernsehwesens in Südtirol haben wir neben einer allgemeinen Untersuchung und unabhängig davon neben direkten Informationsgesprächen mit unseren politischen Vertretern auch zwei Kurzinterviews mit den Verantwortlichen für Radio und Fernsehen in Südtirol, Direktor Dott. Fabio de Strobel und Programmredirektor Dott. Mario Paolucci als unerlässlich angesehen. Auf unsere diesbezügliche Anfrage hat D. de Strobel sich bereit erklärt, unsere Fragen schriftlich zu beantworten, während D. Paolucci sich mündlich zur Verfügung stellen wollte. Als nun D. Paolucci der schriftlich formulierten Fragen ansichtig wurde, war er nicht mehr bereit, die Antworten auf das Tonband zu sprechen. Seine Sekretärin sollte Notizen nehmen, und er werde uns am nächsten Tag die ausgearbeiteten Antworten zukommen lassen.

Unsere Vertreter konnten also nur die dürftigen Antworten mitstenographieren, die D. Paolucci im ersten Augenblick gab. Bei den Fragen politischer Natur erklärte er, daß er als untergeordneter Beamter solche Fragen nicht beantworten könne, da müsse man sich schon an seine Oberen in Rom wenden.

Als wir am nächsten Tag die Manuskripte abholen wollten, erklärte D. Paolucci, er hätte sich mit D. de Strobel beraten, und könne ebenso wie sein Vorgesetzter diese Fragen nicht beantworten.

Er sei bestürzt, daß wir ihm solche Fragen stellten, nachdem er 5 Jahre lang mit seinen besten Kräften und nach bestem Gewissen versucht habe, uns kulturell zu betreuen. Seine Bemühungen seien auch von Dr. Magnago und Dr. Zelger anerkannt worden. Er und D. de Strobel könnten zwar diese Fragen nicht beantworten, aber sie würden sich zu einer Diskussion bereit erklären.

Südtirol hat die Direktion des Präsidenten der SF, Otto Sauer, zu sich gebeten, um mit ihm die Sache noch einmal zu besprechen. Man hatte sich wohl inzwischen überlegt, daß es doch günstiger war, die Fragen zu beantworten. Otto Sauer, Dott. Paolucci, Dr. Bacher und Hugo Seyr gingen die Fragen noch einmal mitsammen durch, änderten Kleinigkeiten bei einzelnen und verlangten, daß man alle Fragen politischer Natur streiche. Da das Erscheinen dieser Nummer sozieso schon durch diese Angelegenheit verzögert worden war, war es uns aus redaktionellen Gründen nicht mehr möglich, das Interview noch einmal durchzuführen — ganz abgesehen davon, daß uns ein Interview, bei dem die zu Befragenden an der Formulierung der Fragen beteiligt waren, nicht mehr von besonderem Interesse scheint.

Wir bringen im folgenden unsere Fragen an D. de Strobel und D. Paolucci und die sporadischen Antworten des Programmleiters, soweit wir sie mitstenographieren konnten.

Fragen an Dott. Mario Paolucci

Nach welchen Gesichtspunkten erstellen Sie das Programm der deutschsprachigen Sendungen? Welches Konzept wird dabei verfolgt?

Das ist eine sehr komplexe und schwierige Frage. Ich mache eigentlich nicht die Programme. Diese werden ja von den deutschen Mitarbeitern gestaltet. Es sollen ja die Interessen und die Kultur der deutschsprachigen Bevölkerung berücksichtigt werden.

Zwischenfrage: Aber Sie können uns sicher etwas (in einigen Sätzen) über ihr Konzept, das Sie bei Ihrer Tätigkeit leitet, sagen.

Ich habe mein Konzept anlässlich einer Rede vor den Schauspielern des Tiroler Landestheaters in Innsbruck entworfen. Diese Rede wurde übrigens von den „Dolomiten“ abgedruckt. In unserer Tätigkeit hier in Bozen sind wir übrigens autonom.

Müssen Sie sich hierbei an bestimmte Vorschriften aus Rom halten, oder haben Sie diesbezüglich freie Hand? Haben sich in solchen Punkten bereits Meinungsverschiedenheiten zwischen Ihrer Auffassung und derjenigen Roms ergeben?

Die Programme werden dreimonatlich veröffentlicht und auch der parlamentarischen Kontrollkommission vorgelegt. Ansonsten ist hier in Bozen unsere Autonomie komplett!

Sind Sie der Meinung, daß den Südtirolern prinzipiell bei der Gestaltung ihres Rundfunk- und Fernsehprogramms moralisch und politisch ein Mitspracherecht eingeräumt werden muß? Wenn ja, wie vereinbaren Sie die derzeitige Struktur der RAI Bozen mit den Ueberzeugungen und Verpflichtungen eines DC-Anhangers?

Ich darf diese Frage nicht beantworten. Sie sollten Sie dem Präsidenten der RAI persönlich stellen, oder der Regierung, oder der Neuzählerkommission.

Prinzipal könnte ich Ihnen allerdings eine Antwort geben, aber diese dürfen Sie nicht veröffentlichen.



Dott. Mario Paolucci

Foto: E. Ferti

Aus welcher Gegend Italiens stammen Sie? Wo haben Sie deutsch gelernt?

Ich bin in Pontebba bei Tarvis geboren. Meine Familie stammt aus Mittelitalien. Ueber mein Studium in München habe ich schon gesprochen. Ich habe teils studiert, teils gearbeitet.

Hatten Sie neben Ihrer Kenntnis der deutschen Sprache noch andere Voraussetzungen für den Posten eines Programmredirektors? Wurden bei Ihrer Nominierung die Südtiroler Landesbehörden konsultiert und haben sie sich einverstanden erklärt? Kamen bei der Auswahl überhaupt Südtiroler in Betracht, bzw. wurden solche gesucht?

Ich kann darauf nicht antworten; diese Fragen sollten meinem Vorgesetzten gestellt werden.

Kommt Ihrer Meinung nach bei einer
Gewährung einer erweiterten Provinzial-
autonomie durch Rom eine wesentliche
Aenderung der RAI-Bozen in personeller
und programmatisc her Hinsicht in Frage?

Ich kann diese Frage nicht beantworten.

Teilen Sie nicht auch die Meinung, daß
ein Angehöriger der Volksgruppe, die be-
trouet werden soll, die kulturellen und ge-
istigen Bedürfnisse seiner Landsleute bes-
ser erfassen kann, als jemand, der einem
andern Sprach- und Kulturraum angehört?

Ich kann diese Frage nicht beantworten.

Sie haben, wie man immer wieder ver-
nimmt, Sendungen von bekannten Südti-
roler Mitarbeitern zensuriert und dies
damit begründet, daß Sie zu einseitig,
inopportun, national usw. seien. Fühlen
Sie sich eigentlich in kulturellen Fragen
kompetenter als die Mitarbeiter deutscher
Muttersprache?

Ich kann diese Frage nicht beantworten.

Prominente Vertreter des italienischen
Geisteslebens wurden den Südtirolern in
jahrelangen Sendungen vermittelt (Dante
z. B. über 3 Jahre), dagegen profilierte
Persönlichkeiten aus dem deutschen Kul-
turraum kaum in wirksamer Form und
nur in Einzelsvorträgen vorgestellt. Wie
erklären Sie das?

*Ich werde die Frage schriftlich beant-
worten.*

Warum haben Sie neben Ihrer Sendung
„Blick nach Süden“ nie eine parallele
Sendung „Blick nach Norden“ eingerich-
tet? Halten Sie das für die Südtiroler
nicht für wesentlich und notwendig?

*Ich werde die Frage schriftlich beant-
worten.*

Das deutschsprachige Programm wird
immer wieder, wir glauben, dreimal am
Tag, von italienischen Sendungen unter-
brochen. Wie rechtfertigen Sie dies, da
die ganze RAI Bozen eigentlich für die
Südtiroler errichtet wurde?

*Ich werde die Frage schriftlich beant-
worten.*

Unsere Volksgruppe befindet sich in
einem Umstrukturierungsprozeß von der
bäuerlichen Welt zur Industriegesell-
schaft mit all den damit verbundenen Pro-
blemen. Nehmen Sie darauf in Ihren Sen-
dungen Rücksicht?

Wir nehmen sehr viel Rücksicht.

Warum überfüttern Sie einseitig in
Ihren Programmen die Südtiroler mit ver-
kitschter und verdummter Unterhaltungs-
und Volksmusik lokalen, italienischen und
internationalen Ursprungs, während die
Pflege des großen Erbes an echter Volks-
musik aus unserem Raum grob vernach-
lässigt wird?

*Es wäre da sehr viel zu sagen. Es wird
auch sehr viel für echte Musik getan. Und:
wo können Sie echte Volksmusik finden?
Man findet sie nicht auf Schallplatten. Von
Radio Tirol, Herrn Scheidle, bekomme ich
monatlich nur 30 Minuten echter Volks-
musik.*

Glauben Sie, daß es vertretbar und
verantwortlich ist, durch einige „Volks-
sendungen“, die nur in verblödender Art
ein primitives Götungsbedürfnis und die
Eitelkeit des kleinen Mannes hervorlocken
und befriedigen sowie durch die dazuge-
hörigen Wettbewerbe, die Aufgabe des
Rundfunks zu sehen? Hätte er nicht viel-
mehr die Pflicht, bildend und aufklärend
zu wirken?

Wir haben auch informative Sendungen.

Der italienische Kulturraum scheint in
Ihrem Gesamtkonzept einen gewissen
Schwerpunkt zu haben, während eine le-
bendige und fruchtbare Beziehung sowohl
was die traditionellen als auch modernen
geistigen Bindungen mit unserem Sprach-
und Kulturraum systematisch und rigoros
von Ihnen in Ihren Programmen unbe-
rücksichtigt bleiben. Sehen Sie darin eine
Aufgabe?

Dieses Urteil kann ich nicht akzeptieren.

Bekommen Sie viele negative Leser-
briefe und was machen Sie damit?

*Wir bekommen unvergleichlich mehr po-
sitive Leserbriefe als negative. Wenn die*

*negativen aber begründet sind, werten wir
sie aus.*

Wie groß sind die Kosten der RAI pro
Woche für Ihre Werbung in den „Dolo-
miten“?

*Ich weiß dies nicht. Der kommerzielle
Vertrag über die wöchentliche Beilage in
den „Dolomiten“ wurde von Direktor Dott.
De Strobel abgeschlossen. Was das Fern-
sehen anbelangt, bin ich nicht zuständig.*

Fürfinden Sie die seltenen Kritiken in
den „Dolomiten“ als für Sie relevant?

*Wenn die Kritiken ernst sind, dann tra-
gen wir ihnen Rechnung.*

Herr Dott. Paolucci, wir danken Ihnen
für dieses Gespräch.

Fragen an Dott. Fabio De Strobel

Herr Dott. De Strobel, Sie sind Direk-
tor der Bozner RAI, welche speziellen
Aufgaben aus römischer Sicht haben Sie
mit dieser Funktion übernommen?

Stehen Sie in kontinuierlichen Kontak-
ten mit den Südtiroler Landesbehörden
und dem Klerus des Landes?

Finden Sie den jetzigen Zustand und
die Tätigkeit der RAI-Bozen für die Südti-
roler Bevölkerung befriedigend oder
würden Sie ein eventuelles zukünftiges
Mitspracherecht der Betroffenen bei der
Gestaltung der Programme und bei Per-
sonalfragen gutheißen?

Müssen Sie sich bei Ihrer Tätigkeit an
bestimmte Vorschriften aus Rom halten
oder arbeiten Sie selbständig? Haben sich
schon Meinungsverschiedenheiten über
dieses Thema mit Rom ergeben?

Hätte Dott. Paoluccis Ernennung zum
Programmdirektor außer denen der
Kenntnis der deutschen Sprache (und
dem Vorhandensein eines akademischen
Titels) weitere gewichtige Gründe? Kam
damals überhaupt ein kompetenter Südti-
roler für diesen Posten in Betracht?

Man spricht davon, daß die Sendedauer
des deutschsprachigen Fernsehens auf
3 Stunden erhöht wird. Wie werden die
Programme gestaltet werden?

Ihr Programmleiter hat verschiedent-
lich Schwierigkeiten mit seinen Südtiroler
Mitarbeitern über Sendungen kultureller
Art gehabt. Oft wurden Sendungen einfach
abgelehnt oder selbständig abgeändert.
Entspricht dieses Verhalten Dott. Paoluc-
cis einem bestimmten Auftrag oder hält er
sich einfach in Sachen des deutschen Kul-
tur- und Geisteslebens für kompetenter
als die Südtiroler? Sind Sie nicht auch der
Ansicht, daß die Südtiroler die kulturel-
len Bedürfnisse ihrer Landsleute besser

kennen und ihnen entsprechen können
und somit ein Südtiroler als Programmlei-
ter logischer wäre?

Wenn man das Gesamtkonzept der RAI-
Bozen betrachtet, hat man den Eindruck,
daß der italienische Kulturraum in ein-
seitiger Weise allzu stark berücksichtigt
wird, während die für die Südtiroler le-
bensnotwendigen und kulturellen Bezie-
hungen zu ihrem Sprach- und Kulturraum
in den Programmen der RAI-Bozen statt
gefördert unterbunden werden. Dies steht
im offenen Gegensatz zu den Verpflich-
tungen, die Italien aus seiner Verfassung
und aus dem internationalen Pariser Ver-
trag erwachsen. Was sagen Sie dazu?

Dottor De Strobel, Sie sind ja auch
verantwortlich für das neue deutsche
Versuchsprogramm des Fernsehens.
Warum hat man die Südtiroler Landes-
regierung nicht informiert und befragt,
bevor man die deutschsprachige Versuchs-
sendung eingerichtet hat?

Waren hier keine politischen Absichten
im Spiel, da doch europäische Millionen-
völker wie Griechenland und die Türkei
sich noch kein eigenes Fernsehen leisten
können? Man spricht ja davon, daß das
Ganze pro Tag fünf Millionen Lire, hiemit
im Jahre über zwei Milliarden Lire zu ste-
hen kommt. Rom hat im allgemeinen
finanzielle Schwierigkeiten und ist gegen-
über Südtirol finanziell eher zurückhal-
tend. Sind die gewaltigen Kosten des
Staates für Rundfunk und Fernsehen
ohne politischen Hintergrund für Rom
rentabel?

Man spricht davon, daß die Sendedauer
des deutschsprachigen Fernsehens auf drei
Stunden erhöht wird. Wie werden die Pro-
gramme gestaltet werden?

Warum weigert sich, Ihrer Meinung
nach, die römische Regierung, den Emp-
fang ausländischer Fernsehsendungen offi-
ziell in Südtirol zu gestatten? Glauben Sie,
daß Ihr deutschsprachiges Fernsehen einen
vollen Ersatz für diesen Mangel bietet oder
bieten wird? Auch wenn sich hinsichtlich
dieser Fragen mit unseren politischen Ver-
tretern ein Kompromiß insofern ergeben
könnte als eine lokale Kommission er-
richtet würde, in der die Südtiroler über
den Austausch und die Wahl ausländischer
Programme mitentscheiden dürfen, wären
Sie nicht auch der Ansicht, daß dem ein-
zelnen Südtiroler sein Recht an einer
direkten Beteiligung am kulturellen Ge-
schehen des deutschen Sprach- und Kul-
turraumes grundsätzlich nicht vorenthal-
ten werden darf?

PROMOTIONEN

- Wagner Anna Maria, Doktor der Rechtswissenschaften, an der Universität in Innsbruck.
- Bachman Richard, Betriebswirt-HWF., an der Hochschule in München.
- Lemayr Christl, Doktor der Philosophie, an der Universität Innsbruck.
- Plunger Heinrich, Doktor der gesamten Heilkunde, an der Universität in Innsbruck.
- Rottensfeiner Josef, Doktor der Agrarwissenschaften, an der Universität in Piacenza.
- Waldhaller Dieter, Doktor der Handelswissenschaften, an der Universität in Florenz.
- Platzer Alfons, Diplom-Ingenieur für Bauwesen, an der Technischen Hochschule in Graz.
- Weger Walter, Diplom-Ingenieur der Technischen Chemie, an der Technischen Hochschule in Graz.
- Luggin Willi, Diplom-Ingenieur für Bauwesen an der Technischen Hochschule Graz, (7. 7. 1964), Nachtrag.
- Leißgeb Wolfgang, Diplom-Ingenieur für Maschinenbau an der Technischen Hochschule Graz.
- Sparber Alois, Doktor der Philosophie, an der Universität Innsbruck.
- Gutweniger Josef, Doktor der Handelswissenschaften, an der Universität Venedig.
- Hoizknecht Otto, Doktor der Handelswissenschaften, an der Universität in Venedig.
- Ruedl Luis, Doktor der Rechtswissenschaften, an der Universität Padua.
- Fischer Martha, Doktor der Rechtswissenschaften, an der Universität in Innsbruck.

Konrad Rabensteiner

Er legt den Mantel ab und setzt sich zur gegenüber, der Dunkelkammer. Er trägt keinen Bart, keine Nadelnase, auch keinen Schwanz und Flügel, Konrad Rabensteiner heißt er.

Bei seiner Geburt — am 22. 11. 1940 — döngelte im Gasthof „Zum Adler“ noch keine Espresso-Maschine. Kein Feriengast saßte sich im Lehnstuhl vor dem Hause. In der gefüllten Stube beim „Peter-Wirt“, seinem Vater, sah man beim Kartenspiel und Raten und Plaudern.

Konrad verließ früh das sonnige Villanders. Sein Weg führte ihn nach Dorf Tirol. Hier im Kuchelhof, weil er nicht nur Klosterliche Zucht und Ordnung kennen, sondern erlernt auch Einsamkeit und Stille. Und nicht sollen führen Einsamkeit und Stille ein empfindsames Herz zu schöferischer Tätigkeit. Konrad Rabensteiner beginnt, er weiß nicht warum, zu zeichnen.

1961 legt er in Meran die Reifeprüfung ab und zieht mit seinen Tagebuchaufzeichnungen und Gedichten auf die Hochschule nach Innsbruck. Thurnher, Klein und Kuhr sind seine Lehrer.

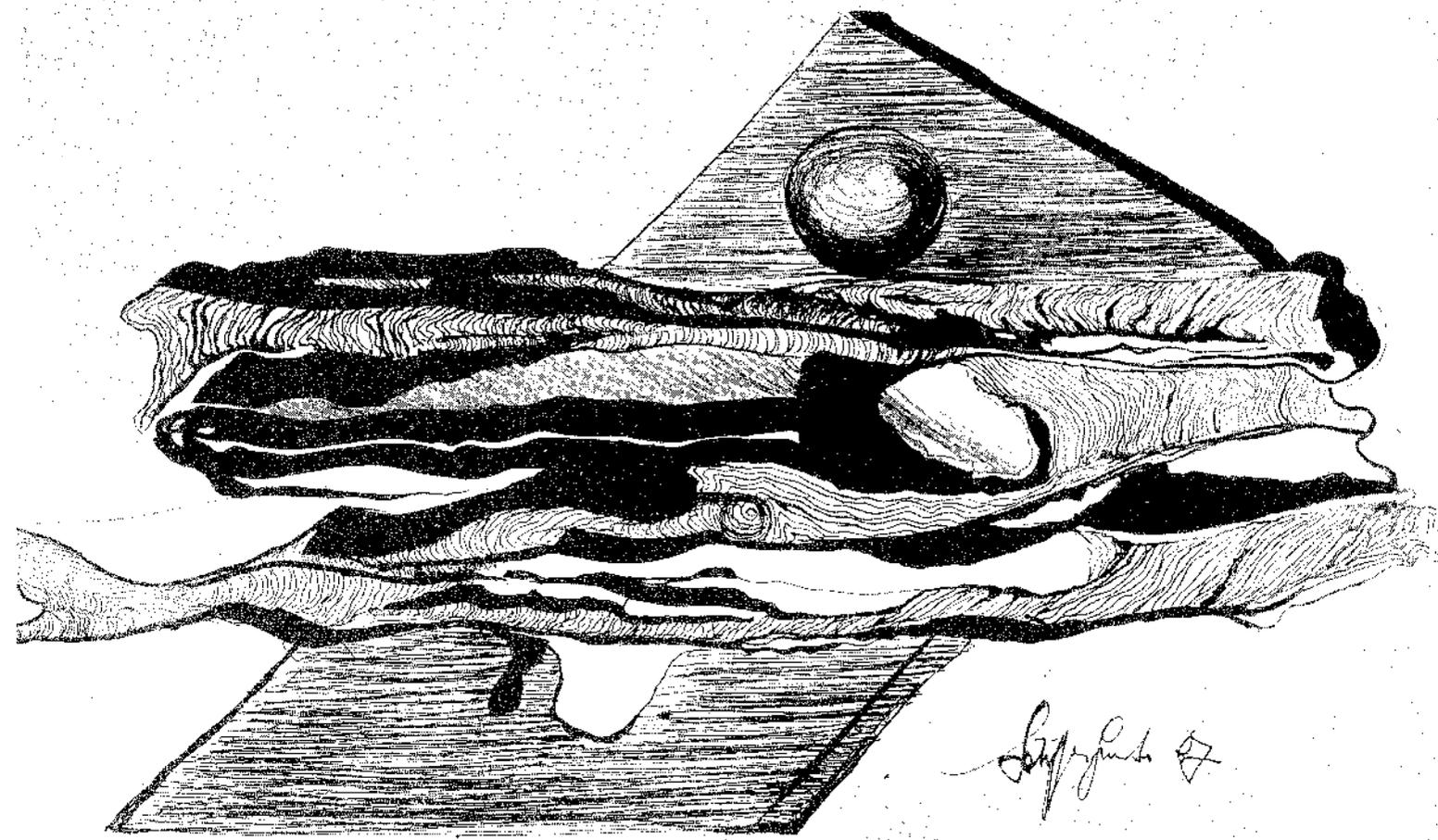
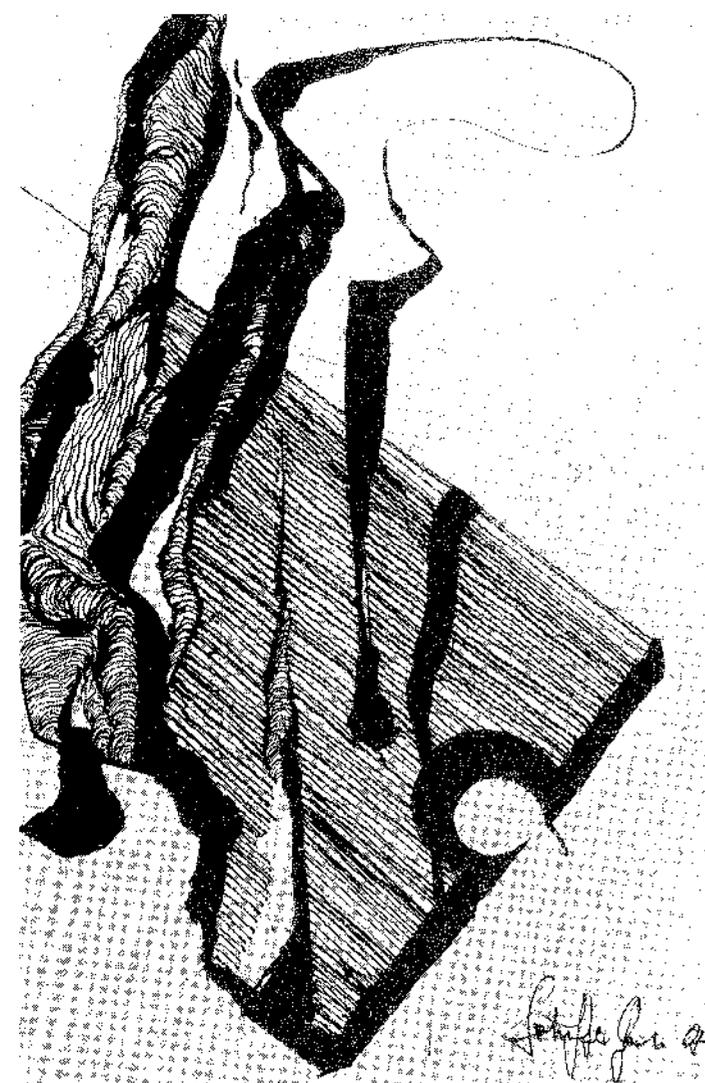
1963 ruft ihn Vater Stadt. In Trient, Neapel und Udine dient er als Funker. Den sonnigen Süden hat er nun auch erlebt.

Sonnig ist aber auch der Wäschung des Eisacktales, sonnig seine Heimat Villanders. Da läßt er sich nun nieder und ehrt Tag für Tag in das tiefer gelegene Klausen, um seinen neuen Dienst zu versehen. Neben seiner Arbeit als Mittelschullehrer, trotz seines Studiums, das er wieder fortsetzt, füllt sich sein Notizblock mit Versen, Gedanken, Splittern und Aufzeichnungen.

Die Eintönigkeit ländlichen Lebens regt ihn an. In der Einfachheit des Bauerlebens schaut er wahres Menschsein. Und in stillen Stunden läßt er seiner „schreibenden Hand“ freien Lauf und sucht sich selbst und den wahren Sinn gottgewollten Lebens. Hubert Zanicl

Guido Sottriffer

Wir haben ihn bereits in der Mai-Nummer 1966 als Bildhauer vorgestellt. Diesmal bringen wir hier und auf Seite 34 einige seiner neuesten Zeichnungen.



Draussen wartet die Nacht

Konrad

Draußen wartet die Nacht...

Rabensteiner

Draußen wartet die Nacht.
Der Tag verblutet an kalkigen Felsen
und im Geäst vergeuden sich Stimmen
jubelnd Vögel vor einem Versummen,
Falter streifen dem blühenden Zaun
entlang im schiefen Schimmer
bunt und froh als Engel des Lichts,
schaukelnd am Anfang des Dunkels.
Ueber die krummen Rücken der Bauern
tönt die Glocke des Abends.
Eilig binden sie noch die liegenden Garben
zusammen, das Morgen wird andere schneiden.
Das Mahl ist ihnen bereitet
unter dem Kreuz der Stube.

Die Sünderin

Die Scham zerquetschte ihre Seele
wie Fieberhände Rosenblätter
und sie ging hin ins Haus der Heuchler.
Die Liebe war ihr größer als die Scham.
Die vielen Augen stießen sie zur Hölle,
im Herzen aber gierten sie nach ihr,
die vor dem Selbsthatz nackt erblühte —
die Sünde stand dem Weibe gut —
Nur er sprach Schonung aus.
Die Fließen tranken heiße Tränen,
des Geheimnisses Bekennen,
der helle Saal war ihr ein Dämmern,
der Heilige ein Sehnsuchtsbild;
sie liebte viel und weinte
ihm zu Füßen ihr Geheimnis aus.

Party

Befrunkene Lacher verwirren
die bläulichen Schatten, die ausruhn
unter dem rötlichen Mond.
Sie trinken den Wein in zinnernen Bechern
und weinen, wenn sie nicht lachen,
während geängstigte Falter
an bunten Lampions zerschellen,
ahnungslos und schön.
Heiße Musik umzittert die tanzenden Paare;
mit geschlossenen Augen tragen
die nächtlichen Körper wiegend
die dunkleren Seelen hinein
in tiefste Gefäße.
Leise tönt ein Bächlein vorbei
unter den atmenden Bäumen
und die Zeiger der Uhr
rücken lautlos voran.

Der Prophet

Noch ist sein Wort nicht abgebrochen
zwischen den welken Barthaaren,
noch sind die Augen furchtbar wach
für einen langen Blick
in die Jammerstraßen der Städte,
noch gibt es das Wehe.
Wer klagt den kalten Mauern,
die in die Wolken wachsen?
Verhinderte Mutterschaft schleicht feige
um Säulen mit Bildern aus Sodom,
der öde Schall erstickt den Urschrei
und schweigt sich aus
in der Kälte umrandeter Augen.
Die Taube stirbt im Schatten
kreisender Raubvögel
und verseuchte Meere singen
den Fischen den Endpsalm,
ein klagendes Wehe aus der Tiefe.

Herzlos

Der Schmerz zerplückt die Seele
wie ein Mädchen Margeriten
schweigend Blatt um Blatt;
ein Wind geht still vorüber
ohne Gesicht.
Zerbröckelnde Felsen bräuchten
ein lächeln.

Eisblumen

Eisblumen blühen viele
am armen Fenster,
ein Feld von blutarmen Narzissen,
von keiner Liebe genährt;
nur der Wind versucht ein Spiel
mit den kalten Blüten,
die voll Schreck erstarren
und klirren, wenn jemand
unversehens ans Fenster tritt.
Die Sich-Selbst-Genügenden
wollen keiner Falter Werben,
nur lange spröde Nächte.

Eva

Die Sehnsucht rief sie aus der Erde,
die Einsamkeit der langen Tage —
Erbarmend tönte laut das Werde
zum Weibe, das die Krone trage.
Wie duftete der Blumen Menge,
wie war das Glück des Mannes groß!
Er trug sie durch der Tier' Gedränge
als liebend schützender Genos.
Die Winde spielten mit der Freien,
die weder Scham erkannt noch Zwang;
sie ging als Wild in Löwenreihen,
berauscht und herrlich jahrelang.
Das Blut schrie ihr vor Lebensdrange,
sie sah den Mann, den Baum, die Frucht.
Im Traume nähte sie die Schlange
und sank ihr kraftlos in die Bucht.
Der Morgen kam wie Schamessröte,
im Strauchwerk wehte schwarzes Haar.
Die erste Not rief neue Näte;
in Dornen grub das erste Paar.

ORPHEUS

(Text zu einer Pantomime)

I.

In der Unterwelt. Euridike geht im Kreis.

Die schönste der Frauen
schreitet im weißen Gewande
traurig
das Auge
in die Ferne
gerichtet
Nie sah ich sie sprechen zu den andern
noch klagen noch weinen in der Stille
Aufrecht schreitet sie unter den Toten
die Tote
Ich sage von Euridike
unbeweglich ist ihr Blick
Keiner der Sterblichen
widerfuhr solches Schicksal
Ewige Kreise
geht
die Tote
Sie bleibt stehn!
Es scheint sie lauscht
Sah ihr sie schon lächeln?
Sie lächelt
O. Sie ist schön

II.

Die Töne einer Laute. Der junge Orpheus spielt darauf. An seinen Knien lehnt Euridike.

Orpheus: Trunken bin ich
Trunken bin ich
Nicht wankend
Nicht tastend nach dem Weg
Trunken bin ich
Von Glück.

Er hüllt inne. Seine Finger streichen noch verspielt über die Saiten. Abwesend. Euridike blickt zu ihm auf.

Euridike: Singst du das Lied von den Blumen?

Orpheus: SCHNEE
BEDECKTE
DIE BLUMEN
FREUTEN
SPIELEN FALLENDE FLOCKEN
WUSSTEN NICHT
DASS SIE KALT WAREN

VIEL ZU KALT
FÜR DIE BLUMEN

SONNE KAM WIEDER
DES FRÜHLINGS
WO SIND DIE BLUMEN
WARTE
ICH WARTETE
ALLERORTS LEUCHTET ES WIEDER

Euridike: Ich habe Angst
Euridike setzt den Satz nicht fort, lacht auf, weist zum Eingang hin. Pierrot kommt, Purzelbäume schlagend, (Hopp!) herein.

Pierrot: Hopp! Hopp, Hopp!

Stimme: Sahst du schon Marionetten?

Pierrot: Hopp, hopp.

Stimme: Das geht auch so; ruckartig, klappt auf und zu.

Pierrot: Hopp! Wer klappt nicht?

Stimme: Meint er das Hin und Her der Menschen?

Euridike lacht: Was redest du wieder für einen Unsinn.

Pierrot: Unsinn? *(Wie aus ferner Zeit zurückkehrend)*
(Er macht eine komplizierte Verbeugung, besinnt sich einen Augenblick lang und kehrt in den vorigen Zustand zurück.)

Dank doch! Ich kannte einen, der sagte... Hopp! *(Pierrot schlägt einen Salto)* ... und am nächsten Tag sah ich ihn besoffen. *(Er lacht.)* Hopp!

Einen? Seht sie euch an! Heute so *(während er sich nach links beugt)*, morgen so *(während er sich nach rechts beugt)*.

Immer das Gegenteil. *(Die Bewegungen von vorhin.)*

So *(nach rechts)*.

So *(nach rechts)*.

(Er beginnt sich zu drehen, er dreht sich immer schneller.)

Sie drehen sich schneller als ich.
(Er hält plötzlich inne und schlägt neuerdings einen Salto.)

Hopp!

Wer klappt nicht?

Pierrot: Dies soll ein närrisches Kleid sein? Und die Schellen. Ich frage es. Die andern tragen es darunter.
Und bin toll, weil ich Purzelbäume schlage. Heute so, morgen so. *(Er bekräftigt die letzten Worte, indem er zuerst die rechte, dann die linke Hand nach außen dreht.)* Immer das Gegenteil. Wie wir es gerade für gut halten. *(Zu Euridike.)* Du lachst, weil ich Purzelbäume schlage. Ihr sollt lachen. Ich bin ein Narr. Wüßtest du, wie schön das ist, ein Narr zu sein. Ich kann die Welt von unten und von oben sehen, beinahe zur gleichen Zeit. *(Er blickt sich und blickt zwischen den Beinen durch.)* Unten.

(Er richtet sich auf und macht einen Satz in die Höhe.) Oben. Haah! *(Mit finsterem Blick.)*

(Pierrot steht für kurze Zeit starr da — die Umstehenden sind bei Haah! zusammengezuckt — und wendet sich an Orpheus.)

Pierrot: Fuhrst du schon durch den Föhrenwald und sahst, wie die Bäume zu laufen beginnen. Lustig trippeln sie durcheinander. Komm!

Euridike erschrocken: Ich bitte euch, bleibt hier.
Pierrot nimmt Orpheus an der Hand und führt ihn hinaus.

Pierrot: Komm...

III.

Euridike allein: Ich mußte sterben. Pierrot hatte ihm das Neue gezeigt und verschwand dann plötzlich. Orpheus sang nicht mehr draußen im Sonnenschein. Als der Schnee kam, weinte er. Er sah da und blickte stumpf vor sich hin. Ich konnte ihn nicht trösten. Wenn ich ihm durch das Haar strich, lief er sein Haupt in meinen Schoß sinken wie ein Kind.

IV.

Pierrot lockend: Komm.

Orpheus: Nein... Du mußt gehen, Pierrot. Du hast mich ins Unglück gebracht. Du! *(Er schreit.)* Verstehst du! ins Unglück gebracht! Was lockiest du mich hervor aus meinem stillen Glück. Du sahst zu, wie ich Euridike immer mehr vergaß. Die Blumen. Schau hin. Der Winter kam, fort sind sie. Alle. Schau hin. Verdorrt sind sie. Ich konnte nichts dagegen. Warum hast du mir das nicht gesagt? *(Er packt Pierrot am Hemd und schreit ihn an)* Warum denn nicht!

Pierrot: Laß andere schreien. Es steht dir schlecht an. Ich habe mich dir nie aufgedrängt. Wenn du meinst, ich kann gehen. Ich gehe... zu sehen, was du nie sehen wirst.
Pierrot rennt triumphierend hinaus.

Pierrot: Haah!
Als Pierrot schon weg ist, sagt Orpheus mit schwacher Stimme.

Orpheus: Bleib.

V.

Orpheus allein: Ich sehe dich, Geliebte. Ich weiß, ich werde dich wiederfinden.

Meine Lieder werden dich erreichen.

Ich werde die Bäume fragen,

ich werde die Vögel fragen,

die Flüsse,

ich werde die Fische fragen, ob sie dich gesehen, die Sterne will ich anleihen, sie möchten leuchten über dir, den Regen, er soll wieder deine Wangen benetzen. Ich werde singen, und die Steine, auf denen du dich niedergelassen, werden mir Antwort geben.

Orpheus verläßt die Bühne und betritt sie bald darauf wieder.

Orpheus: So ist denn keine Hoffnung mehr, dich zu finden? Hast du die Erde für immer verlassen, die dich gebar? Niemand wußte Antwort. Die Bäume rauschten. Meine Haare troffen im Regen, kalt rannen die Tropfen über meinen Körper.

VI.

Orpheus irrt umher. Er bleibt stehen und greift vorsichtig um sich.

Orpheus: Du bist hier, ich fühle dich.

Euridike: Hat man dir nicht gesagt, du darfst dich nicht umblicken, ich muß sonst wieder zurück.

Orpheus: Euridike! Ich habe dich gefunden.

Orpheus läuft wie wild umher.

Euridike: Halt! Dreh dich nicht um! Erbarme dich. Geh voran. Ich folge dir.

In der Ferne erscheint Pierrot. Orpheus wird von der Erscheinung in den Bann gezogen. Pierrot winkt Orpheus zu: Komm... und geht weiter. Orpheus schaut ihm nach. Pierrot verschwindet hinter Euridike. Sie sinkt in die Arme des Orpheus leblos.

Pierrot: Hopp! *(Er macht einen Salto.)*

Wolfgang Kopfinger

„Leber Kollege Stocker!“
Deinen letzten Beitrag im „Fahrenden Skolastion“ vom Dezember 1966 (bzw. Jänner 1967) „Osterreich, die EWG und Südtirol“ wird jeder von uns (und hoffentlich auch die anderen) mit großem Interesse gelesen haben. Von der Wichtigkeit des behandelten Problems überzeugt, erlaubte ich mir eine Stellungnahme, wobei ich voraussichtlich mähte, daß es sich auch bei mir um eine rein persönliche Meinung handelt! Und daß gegenteilige Ansichten nicht gegen deine Person gerichtet sind.

Zurächst ein paar Worte zu den Äußerungen „Osterreich als ohnmächtige Großmacht“ und „Osterreich, Staat von Deutschlands bzw. Italiens Gnaden“: Die österrische Macht hätte zu keinem Zeitpunkt ausgereicht, um jenen gewaltigen Völkervertrag zusammenzuhalten, wenn nicht die einzelnen Völker von einem entsprechenden Geist erfüllt gewesen wären. Im Zuge der Aufklärung änderte sich die Geisteshaltung dieser Völker. Sie wurden selbstbewußter und versähten plötzlich den Drang nach mehr Freiheit und Unabhängigkeit. Revolutionäre Forderungen (auch im Mutterland!) und keine Macht der Erde hätte in diesem Augenblick vermocht, jenes gigantische Staatsgebilde gegen eine neue Geistesströmung zu verteidigen und zusammenzuhalten, genauso wie später die Kolonialmächte ihre Kolonien aufgeben mußten und wie auch die UdSSR ihre Sozialstaaten (moderne Kolonien) auf die Dauer nicht halten können wird.

Was Deutschland betrifft, so mag es zwar stimmen, daß die Deutschen in der „Ostmark“ die Grundlagen für die heutige Industrie gelegt haben. Sind wir aber zur Annahme berechtigt, daß Osterreich ohne Deutschland den heutigen wirtschaftlichen Stand nicht erreicht hätte? Sicher hätte es mehr Opfer gekostet, aber vielleicht wäre dabei auch eine Leistungssteigerung jedes einzelnen Bürgers erreicht worden.

Ganz anders verhält sich die Sache mit Italien, denn wer wollte so vermessen sein, ihm Südtirol abzusprechen, wenn es von Rechts wegen? sogar auf Osterreich Anspruch hätte! — Auch Rechtsanwältin beantragen zu wollen für ihren schuldigen Klienten einen völligen Freispruch, damit es womöglich bei der Mindeststrafe bleibt! Oder dürfen wir es so verstehen, daß Italien noch von der Römerzeit her Ansprüche auf Osterreich erhebt? Wenn wir an das Aofindenkapf in Brunnedenken, wäre auch diese Möglichkeit nicht völlig auszuschließen.

Als im Jahre 1951 die Montanunion gegründet wurde, blieb Osterreich außerhalb dieser Organisation. Es sei hier nur eine Folge erwähnt: 1958 hob Italien die Zölle auf Eisen und Stahl innerhalb der Montanunion auf, und die österreichische Ausfuhr dieser Rohstoffe nach Italien sank in diesem Jahre auf 50 Mio. Schilling gegenüber den 88 Mio. 5 des Vorjahres.

Am 24. März 1957 wurde die EWG gegründet und nun arbeitete man wieder ernstg an der Gründung einer europäischen Freihandelszone, die jedoch 1958 am Widerstand Frankreichs endgültig scheiterte. Dies führte dazu, daß die außerhalb der EWG verbliebenen Staaten (darunter auch Osterreich) sich zur European Free Trade Association (EFTA) zusammenschlossen und am 4. Jänner 1960 den entsprechenden Vertrag in Stockholm unterzeichneten. Ursprünglich Zweck der EFTA war nicht ein wirtschaftlicher Zusammenschluß, sondern vielmehr die Schaffung einer günstigeren Verhandlungsbasis auf multilateraler Ebene mit der EWG. Die EFTA hat ihr Ziel leider verfehlt, aber Osterreich hat nie aufgehört, sich um eine Assoziation an die EWG zu bemühen. Diese Bemühungen schickten zunächst an der Italienischen Assoziationsdelegation. Sie sahen in einer Assoziation nach Afrika (EBL) stets die Vorstufe für einen späteren europäischen Beitritt (so z. B. bei Griechenland und Türkei).

Da Osterreich als Neutralitätsgründer nicht Beitritt kann, hätte das ein unüberwindliches Hindernis bedeutet. Die anderen fünf EWG-Staaten wiesen jedoch diese Auslegung des Artikels 238 zurück und besiegelten somit dieses Hindernis. Am 30. Juli 1964 betrafte sich der EWG-Ministerrat erstmals amtlich mit der Osterreichfrage. Am 15. März 1965 wurden die Verhandlungen in Brüssel offiziell eröffnet. Der österreichische Handelsminister Beck gab bei der Eröffnungssitzung folgende Hauptpunkte für einen eventuellen Vertrag an:

1. Beseitigung der Zölle und der noch bestehender mengenmäßiger Einfuhrbeschränkungen zwischen Osterreich und der EWG ...
2. Osterreichs Bereitschaft, das derzeitige Zollniveau dem EWG-Tarif anzugleichen (allfällige Ausnahmen sind Gegenstand der Verhandlungen) und den zukünftigen Zollbewegungen des EWG-Außenhandels weitestmöglich in autonomer Weise zu folgen;
3. weitgehende Angleichung der österreichischen Agrarpolitik an die sich auf Grund des Römervertrages ergebende gemeinschaftliche Agrarpolitik;
4. Osterreichs Bereitschaft, auch andere Gebiete

zwingen“ ließ, dann dürfte das bei einem eventuellen Zusammenschluß Osterreichs mit den Oststaaten genausowenig der Fall sein. Der Esel geht nur einmal aufs Eis. Osterreich wird aus der Geschichte gelernt haben, sodaß es von der Unwirklichkeit eines derartigen Zwangsmittels sicherlich überzeugt ist.

Eine weitere, nicht unbeachtliche Gefahr könnte dein Vorschlag mit sich bringen: ein zu reger Osthandel und die damit verbundene Ostpolitik Osterreichs, ohne entsprechende Verankerung im Westen (z. B. durch die EWG) könnte vielleicht dazu führen, daß sich Osterreich dem Westen mehr und mehr entfremdet, bis es schließlich von den Oststaaten und den dahinterstehenden Mächten völlig aufgesogen wird. Aus dieser Sicht heraus können wir vielleicht das „wohlwollende“ „Njet“ Podgorin besser verstehen. Osterreich soll als neutraler Pufferstaat nicht mehr zwischen Rußland und Amerika, sondern zwischen den EWG- und Oststaaten stehen. Wenn Osterreich sich von der EWG abgewiesen wird, muß es sich notens volens immer mehr auf den Osten konzentrieren. Dann genügt es, daß es Rußland gelangt, sowohl Osterreich als auch die Balkanstaaten von der EWG für dauernd zu isolieren, um diese Staaten immer mehr in seine wirtschaftliche und politische Abhängigkeit zu bringen.

Eine baldige Assoziation Osterreichs an die EWG würde einem regen Osthandel, verbunden mit einer fruchtbareren Balkanpolitik, kaum im Wege stehen. In diesem Falle wären wir, glaube ich, auch im Problem Mitteleuropa einen guten Schritt weitergekommen, indem wir über Osterreich diese Staaten wirtschaftlich und somit auch politisch immer stärker an uns zu fesseln vermöchten. Von dieser Warte aus betrachtet ist auch die geographische Lage Osterreichs gar nicht so ungünstig. Mag es auch zwischen zwei Großmächten eingeklemmt sein, so hält es doch auch eine Schlüsselstellung, die für die Zukunft Europas von größter Bedeutung sein könnte. Osterreich könnte vielleicht zur Brücke zwischen den Ost- und Weststaaten werden, wenn es nicht durch eine kurzfristige bzw. rücksichtslose Politik vom westlichen Ufer abgeschnitten wird.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, zu zeigen, daß eine baldige Assoziation an die EWG für Osterreich und vielleicht für ganz Westeuropa von allergrößtem Vorteil wäre und für Südtirol bestimmt nicht den Untergang, sondern eher eine günstigere Ausgangsposition für weitere Verhandlungen bedeuten würde. Im übrigen bin ich der Ansicht, daß es sich beim Südtirolproblem weniger um ein machtpolitisches, als vielmehr um ein völkerrächtliches Problem handelt. Nicht im Verzicht Osterreichs, sondern in der italienischen Verzögerungspolitik liegt, glaube ich, die größte Gefahr. Ich bin fast überzeugt, daß uns die italienische Regierung in nicht allzu ferner Zukunft (und womöglich bei Wahrung des staatlichen Hoheitsrechtes) des Selbstbestimmungsrecht geben wird, welche Forderung heute anscheinend noch als Verstoß gegen die Integrität des Staates gewertet wird. Dann wollen wir nur hoffen, daß wir zu jener Zeit das vielumstrittene Paket bereits sicher in unseren Händen haben.

Gerold Meraner - Innsbruck

„Osterreich, die EWG und Südtirol“

Stellungnahme

Was die Protestnoten von Seiten Italiens gegen die Terroranschläge betrifft, bin ich der Ansicht, daß auch wir nicht besonders erfreut wären, wenn unser Nachbar in seinem Hause ein Bombenlager hätte oder uns gar von seinem Fenster aus beschießen wolle. In diesem Zusammenhang sei außerdem eine merkwürdige Ansicht vieler Italiener über uns Südtiroler erwähnt: sie glauben nämlich, daß wir Südtiroler eingewandert sind und sehen uns als geduldete „Gäste“ an. Unter solchen Voraussetzungen dürfen wir uns über die Haltung vieler Italiener uns gegenüber nicht wundern. Andererseits muß aber auch gesagt werden, daß es von unserer Seite aus anscheinend nicht für notwendig empfunden wird, derartige „Unklarheiten“ durch ein geeignetes Presseorgan zu beseitigen. „Unser“ italienische Lokalzeitung ist in dieser Hinsicht schon viel zu vorurteilnehmend, indem sie ein „Blatt für deutsche Leser“ führt.

Die „sagenhafte Rolle Amerikas“ darf wohl auch ernstlich bezweifelt werden. Der Grund für die amerikanische Europapolitik ist wahrscheinlich weniger auf dessen politische Ohnmacht, als vielmehr auf die Absicht zurückzuführen, Europa allmählich aus der Kuratel zu entlassen und es auf diese Art zu zwingen, sich auf eigene Beine zu stellen.

Von einem Ausdehnungsdrang der UdSSR kann im Augenblick freilich nicht die Rede sein, weil sie alle Hände voll zu tun hat, um den status quo zu erhalten. Dies wird ihr jedoch auf die Dauer trotz der schweren Rüstungen (14,6% des gesamten Haushaltes!) nicht gelingen. Ich denke dabei nicht an China und schon gar nicht an Amerika, sondern an die heranwachsende Intelligenz in Rußland und in den Satellitenstaaten.

Soweit zu den Aussagen im ersten Teil, und nun möchte ich ganz kurz einen Teil der wirtschaftspolitischen Entwicklung Osterreichs aufzeichnen. Weil ich glaube, daß dies dem besseren Verständnis der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik dient:

Kaum ein Land hat in den letzten Jahrzehnten so viele Erfahrungen mit Problemen ökonomischer Integration und Desintegration erworben wie gerade Osterreich. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts schlug von Habsburg Kaiser Leopold I. eine Art ökonomischer Integration der Erbländer vor, und diese Entwicklung wurde auch in der Folgezeit mit abwechselndem Erfolg sehr gefördert.

Einen Höhepunkt wirtschaftlicher Desintegration erlebte Osterreich nach dem ersten Weltkrieg. Bis Mitte 1926 wurden aber mit 26 Staaten Handelsverträge abgeschlossen, jedoch ohne Erfolg, da Osterreich nun wirtschaftlich von zuvielen Staaten abhängig war, ohne irgendwo festen Halt zu finden, und in der dadurch höchst kompliziert gewordenen Politik oft Konzessionen machen mußte.

Die Desintegration nach dem zweiten Weltkrieg wurde verhältnismäßig rasch überwunden. 1947 betonte der amerikanische Staatssekretär Marshall, daß der wirtschaftliche Zusammenschluß der europäischen Staaten die Voraussetzung für den Wiederaufbau Europas sei, und Winston Churchill sagte zu derselben Zeit, daß Europa dann — und nur dann — auf die Dauer lebensfähig sein kann, wenn es die Kleinstaaterei aufgibt und einen Wirtschaftsblock bildet, der Amerika ebenbürtig an die Seite treten kann.

Kein Wunder also, wenn sich besonders Osterreich aufgrund seiner Erfahrungen seit eh und je bemüht hat, einen wirtschaftlichen Zusammenschluß mit anderen Staaten zu erreichen, anstelle einer Integration in der Form, wie sie 1926 zustande gekommen war.

schaff zu koordinieren, soweit das zur Vermeidung von Wettbewerbsverzerrungen notwendig ist ...

5. Osterreich muß sich auch das Recht vorbehalten, Zoll- und sonstige Handelsverträge im eigenen Namen mit Drittstaaten abzuschließen zu können; allerdings wird Osterreich beim Abschluß solcher Verträge auf den Inhalt seines Abkommens mit der EWG Rücksicht zu nehmen haben und wäre bereit, jeweils entsprechende Konsultationen mit der EWG zu führen ...

Nach diesem skizzenhaften geschichtlichen Überblick möchte ich wieder auf deinen Artikel eingehen:

Aus dem Gesagten geht — glaube ich — deutlich hervor, daß ein Beitritt Osterreichs zur EWG von vornherein ausgeschlossen ist (siehe italienische Assoziationsdoktrin). Gegebenenfalls kann es höchstens zu einer Assoziation kommen. Durch diese Tatsache fallen einige deiner Befürchtungen weg, so vor allem das Problem mit der Neutralität. Aus Punkt 5 oben kannst du ersehen, daß Osterreich auf keinen Fall gewillt ist, in völlige Abhängigkeit der EWG zu geraten. Zudem soll durch die Assoziation der Osthandel keineswegs ausgeschlossen werden, wie die Verhandlungen während der letzten Tage in Brüssel wieder ganz deutlich gezeigt haben. Auch sehe ich keinen Grund, weshalb Osterreich nicht trotz Assoziation eine rege Balkanpolitik betreiben sollte. (Tatsächlich entwickelt Deutschland als EWG-Staat eine rege Ostpolitik und Frankreich sieht mit der UdSSR auch nicht gerade auf dem Kriessfuß!) Im Gegenteil! Ich bin der Ansicht, daß Osterreich den Anschluß an die EWG nicht versäumen darf, denn wie die Beispiele der Türkei und Griechenlands zeigen, sind die Balkanstaaten an einem Anschluß an die EWG nicht uninteressiert. Sollte es ihnen gelingen, dieses Ziel vor Osterreich zu erreichen, dann stünde Osterreich tatsächlich isoliert da und es könnte eher zu einer Konzession in der Südtirolfrage kommen, wie du sie dir vorgeschafft hast. Schon aus diesem Grunde sollte Osterreich nicht den Weg wählen, den du vorgeschlagen hast, nämlich zuerst seine Position im Osten zu festigen und dann mit den Oststaaten gemeinsam den Anschluß an die EWG zu versuchen. Außer dieser Gefahr des Isolierwerdens sprechen noch andere schwerwiegende Gründe gegen deine Theorie:

Erstens hat Osterreich, wie bereits erwähnt, mit der EFTA schlechte Erfahrungen gemacht, und wenn sich die EWG von jener nicht „er-

Gründung des C. U. F.

Im Fleimstal wurde Ende Dezember 1966 eine neue Studentenorganisation, der CUF (Circolo Universitario Fiemmeso), gegründet. Die Organisation umfaßt beide im Fleimstal ansässigen Sprachgruppen. Ideal der neuen Verbindung: menschliche Annäherung und respektvolle Diskussion. Diese will man nicht nur untereinander, sondern auch mit anderen Gruppen der Region pflegen.

Der CUF ist in seinem Wesen apolitisch, scheut aber nicht die politische Diskussion. Hauptprogrammpunkte sind: Vorträge, Konferenzen und Studienreisen. Eine Zeitschrift ist geplant.

Derzeit hat die neue Organisation 46 Mitglieder. Präsident: Vanni Defrancesco (Cavalese), Vizepräsident: Hubert Stuppner (Truden).

PEPI ZELGER UND SIEGFRIED STUFFER SPRACHEN MIT PASTOR STRIEWSKI (BOZEN-GRIES)

Herr Pastor, man weiß in Südtirol im allgemeinen kaum, daß es hier evangelische Gemeinden gibt. Könnten Sie uns einen kurzen Überblick über die Geschichte dieser evangelischen Gemeinden Südtirols geben?

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden auf dem Boden Tirols die ersten evangelischen Gemeinden, und zwar in Innsbruck und Meran. Meran hat dann um die Jahrhundertwende in dem damals sehr bekannten Kurort Gries zunächst Kurgottesdienste eingerichtet. Innerhalb der Kurgemeinde sammelten sich dann auch die inzwischen in Bozen und in der näheren Umgebung ansässigen Evangelischen. Aus dieser Kurgemeinde bildete sich nach einigen Jahren ein Kirchenbauverein mit dem Ziel, auch in Gries eine evangelische Kirche zu bauen und eine selbständige evangelische Gemeinde zu gründen. In den Jahren 1906 bis 1908 wurde dann gegen uns heute unverständliche Schwierigkeiten die evangelische Christuskirche erbaut auf einem Gelände, auf dem schon bei Erwerb eine Villa stand, die zum Pfarrhaus eingerichtet wurde. Von Meran völlig unabhängig und selbständig wurde diese Gemeinde aber erst im Jahre 1916. Schon hierbei wurden die Grenzen dieser neuen Gemeinde sehr weit gesteckt und umfaßten damals das ganze Gebiet bis zum Brenner einschließlich Osttirols und im Süden bis zur seinerzeitigen österreichisch-italienischen Grenze, während Meran sich mit seinen Grenzen nur auf die Stadt Meran und die umliegenden Ortschaften sowie den Vinschgau beschränkte. Nach dem ersten Weltkrieg mit seinen bekannten Grenzziehungen wurde Osttirol kirchlich vom Gemeindebezirk Bozen abgetrennt, dafür öffneten sich aber die Grenzen nach Süden bis etwa nach Verona hin.

Nun mußte sich die Gemeinde auch, da sie ja keinen Zusammenhang mehr mit Oesterreich hatte, in ihrem Anschlußverhältnis neu orientieren. Sie schloß sich als deutsche Auslandsgemeinde dem Kirchlichen Außenamt in Deutschland an, das so gut wie alle evangelischen, deutschsprachigen Gemeinden in der ganzen Welt außerhalb Deutschlands als Organ der Evangelischen Kirche in Deutschland betreut.

Während des zweiten Weltkrieges schon und dann danach machten sich in allen deutsch-evangelischen Auslandsgemeinden in Italien — und übrigens nicht nur hier — Bestrebungen bemerkbar, die einzelnen Auslandsgemeinden zu selbständigen Kirchen innerhalb des Landes, in dem sie sich befanden, zusammenzuschließen. Verfechter dieses Gedankens waren in erster Linie evangelische Laien, die nun z. T. schon zweimal als Angehörige einer deutsch-evangelischen Auslandsgemeinde mit betroffen worden waren von all den Folgen, die die verlorenen Kriege für Deutschland mit sich gebracht hatten (Beschlagnahme des Vermögens, der kirchlichen Gebäude usw.). Außerdem war ein Teil dieser Laien auch schon so fest in den Gastländern verwurzelt, beherrschte die Sprache des Landes genau so wie die ursprüngliche Muttersprache, ihre Kinder waren z. T. mit Ehepartnern des Gastvolkes verheiratet, so daß sie einfach damals schon die Notwendigkeit erkannten, daß

über kurz oder lang in allen Gemeinden auch die zweite Sprache, die Landessprache, gebraucht werden müßte. So kam es im Jahre 1948 hier in Italien zum Zusammenschluß aller ehemals deutschen evangelischen Auslandsgemeinden mit Ausnahme von Meran zu einer Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien. Es sollte damit von vornherein zum Ausdruck gebracht werden, daß nun in Zukunft nicht mehr die Nationalität das Bestimmende in dieser Kirche zu sein habe, sondern einzig und allein das Glaubensbekenntnis. Wegweisend für die Zukunft dieser Gedanke gewesen ist, erwies sich schon zehn Jahre später, als nämlich drei kleine, rein italienische Gemeinden am Golf von Neapel — damals noch ohne festen Bekenntnisstand — mit der Bitte um Anschluß an unsere Kirche herangetreten sind. Diese Bitte wurde ihnen gewährt und spätestens seit diesem Zeitpunkt ist nun auch tatsächlich unsere Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien eine zweisprachige Kirche, in der Deutsche und Italiener gleichberechtigt nebeneinander leben.

Welche anderen Gemeinden in Italien gehören der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien an, und wie wird diese geleitet?

Bozen, Varese, Mailand mit Venedig, Triest, Florenz, Genua, Rom, Neapel und die bereits erwähnten rein italienischen Gemeinden Torre Annunziata, Torre del Greco und Santa Maria La Bruna. An der Spitze der Kirche steht die Kirchenleitung, bestehend aus dem Dekan und dem Vize-dekan (beides Geistliche) mit Sitz in Rom und einem Konsistorium, bestehend aus sechs Laien.



Pastor Striewski

Welche verschiedenen evangelischen Glaubensgemeinschaften sind in Südtirol vertreten?

Neben der Evangelisch-Lutherischen Gemeinde Bozen und der Meraner Gemeinde,

die aber auch lutherischer Bekenntnisses ist, gibt es in W. nur noch eine größere evangelische Gemeinschaft, die Sieben-Tages-Adventisten, und angeblich besteht auch noch eine kleine Neuapostolische Gemeinde in Bozen.

Herr Pfarrer, wo haben Sie das Theologiestudium absolviert und wie und wann kamen Sie nach Bozen? Wie fühlen Sie sich in Südtirol?

Mein Theologiestudium habe ich, mit Ausnahme von zwei Semestern, in Münster, in Königsberg/Pr. absolviert. Nach Bozen bin ich infolge eines an mich ergangenen Rufes im Jahre 1958 gekommen. Ich habe mich in diesen neun Jahren trotz mancher Schwierigkeiten sehr wohl in Südtirol gefühlt.

Welches Gebiet umfaßt Ihre Gemeinde und wieviel Seelen hat sie? (Südtiroler, Italiener, Ausländer?)

Die Frage der räumlichen Ausdehnung habe ich eingangs schon beantwortet. Die Seelenzahl unserer Gemeinde beträgt zur Zeit etwa 500, wobei die überwiegende Mehrzahl ihrem Paß nach Italiener sind, aber mit deutscher Muttersprache. Ich gebrauche bewußt diese Formulierung, weil diese Gruppe zum großen Teil aus Menschen besteht, die, sei es durch Heirat oder aus anderen Gründen, erst aus dem deutschen Sprachraum hierhergekommen und nun hier ansässig geworden sind. Die italienischsprachige Gemeindegruppe umfaßt zur Zeit etwa 70 Seelen.

Könnten Sie, bitte, kurz über Ihre seelsorgliche Tätigkeit sprechen?

Die seelsorgliche Arbeit in dieser Gemeinde ist im wesentlichen natürlich keine andere als in jeder anderen Gemeinde auch. Allerdings ergeben sich hier infolge der räumlichen Ausdehnung, der großen Zerstreuung, der verschiedenen Herkunft der einzelnen Gemeindeglieder und nicht zuletzt durch das Nebeneinander verschiedener Volks- und Sprachgruppen besondere und in anderen Gemeinden gar nicht oder nicht so stark existierende Probleme. Der Pfarrer darf keine Entfernungen und keine Anstrengungen scheuen, dem einzelnen nachzugehen. Er muß bereit und in der Lage sein, oft von einer Stunde zur anderen sich in ganz verschiedene menschliche Probleme hineinversetzen zu können und um Lösungen bemüht zu sein. Das sogenannte Mischehenproblem bringt in unserer Gemeinde viel mehr Schwierigkeiten mit sich, da es hier naturgemäß sehr viel mehr Mischehen gibt als etwa in Deutschland und die Mischehenfrage bekanntlich ja immer noch — auch nach dem Konzil — der härteste „Brocken“ zwischen den Konfessionen ist.

Bestehen Arbeitsgebiete, auf denen Sie mit der katholischen Kirche zusammenarbeiten? Hat sich die Zusammenarbeit seit dem Konzil gebessert?

Von einer direkten Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche können wir im Augenblick noch nicht sprechen. Das liegt aber wohl hauptsächlich daran, daß wir als kleine Gemeinde nicht sehr viel zu den Aufgaben, die der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit gestellt sind, beitragen können. Aber ich habe das Gefühl, daß man nach dem Konzil durchaus bereit ist, auch unsere Gemeinde heranzuziehen, wo es um speziell christliche Aufgabengebiete geht.

Gibt es Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit? Welche?

Damit ist eigentlich auch diese Frage schon dahingehend beantwortet, daß es in letzter Zeit keine besonderen Schwierigkeiten gegeben hat. Im Gegenteil, es sind hier Dinge geschehen, die noch vor zwei, drei Jahren undenkbar für Südtirol waren. Z. B. dürfen wir seit Juli 1966 unsere evangelischen Gottesdienste in Brixen in einer katholischen Kapelle feiern.

Sehen Sie die Hauptschwierigkeiten bei der Zusammenarbeit mehr in dogmatischen Unterschieden oder mehr in eingewurzelt-

ten Vorstellungen? — Die Entwicklung der katholischen Theologie in den letzten Jahrzehnten zeigt doch, daß nicht mehr so scharfe Gegensätze zur „Sola Scriptura“ - „Sola Gratia“ - „Sola fide“-Lehre bestehen wie früher. Wir glauben auch, daß die Mariologie keine grundsätzlichen Schwierigkeiten brächte. Gewiß bestehen aber noch scharfe Gegensätze in der Lehre über die Kirche. Was denken Sie davon?

Sie haben in der Tat recht, wenn Sie annehmen, daß uns auch hier in Südtirol heute nicht mehr so sehr die dogmatischen Unterschiede trennen, aber noch sehr eingewurzelte Vorstellungen, oft völlig falsche.

Ich persönlich bin von meiner theologischen Herkunft her immer der Meinung gewesen, daß die Mariologie kein so großes Hindernis im Zusammenleben und Zusammenarbeiten beider großen Konfessionen darzustellen braucht. Allerdings werden beide ihre Mariologie noch mehr am Neuen Testament überprüfen müssen und könnten sich dann — das ist meine persönliche Meinung — durchaus auf einer gemeinsamen Linie treffen.

Als Lutheraner denken wir auch über die Lehre von der Kirche etwas anders als manche anderen Evangelischen. Und wenn ich die katholische Theologie unserer Tage recht verstehe, dann meine ich, feststellen zu dürfen, daß auch die katholische Kirche in diesem Punkte ihre Lehre überprüft und heute Luther nicht mehr so verketzert und verurteilt in seinen Aussagen über das Wesen der Kirche, wie früher.

Es wird Ihnen sicher bekannt sein, daß heute von katholischen Theologen vielfach auch evangelische theologische Literatur gelesen wird — besonders exegetische. Geschieht dies umgekehrt auch von Ihren Theologen? Sind z. B. die Werke Karl Rahners bei Ihnen bekannt?

Dazu möchte ich sagen, daß das selbstverständlich der Fall ist bei allen Theologen, die an ihrer Weiterbildung und an der Ökumene interessiert sind. Der junge Theologe kann während seines Studiums überhaupt nicht an den Standardwerken auch der katholischen Theologie vorbei. Gerade die Werke Karl Rahners werden von uns sehr beachtet.

In Innsbruck finden schon seit mehreren Semestern ökumenische Wortgottesdienste statt, wobei Pfarrer der beteiligten Konfessionen auch predigen. Was halten Sie davon?

Ich habe mit großer Freude davon Kenntnis genommen, daß in Innsbruck diese ökumenischen Gottesdienste schon stattfinden. Ich habe hier in Bozen zwar schon mit einigen katholischen Geistlichen darüber Gespräche geführt, ob wir nicht auch hier einen solchen Versuch wagen könnten. Bis jetzt haben diese Gespräche noch zu keinem sichtbaren Erfolg geführt; ich bin aber der Meinung, daß wir über kurz oder lang auch hier zu solchen ökumenischen Gottesdiensten kommen werden.

Gehört die „Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien“ dem Bundesrat der evangelischen Kirchen Italiens an? (Consiglio federale delle Chiese Evangeliche d'Italia.)

Ja, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien gehört seit Jahren dem Consiglio federale delle Chiese d'Italia an.

Sind die Beziehungen der evangelischen Kirche zum Staat durch ein Gesetz geregelt, wie es in Art. 8 der Verfassung vorgesehen ist, wo es heißt: „Alle Religionen sind vor dem Gesetz gleich frei.“ Ferner: „Ihre Beziehungen zum Staat werden durch ein auf Grund gegenseitiger Verhandlungen vereinbartes Gesetz geregelt.“ War die evangelische Kirche in Bozen während der Faschistenzeit in der Ausübung der Seelsorge behindert?

Auch diese Frage kann ich mit Ja beantworten. Mit Dekret vom Präsidenten der Republik vom 25. September 1961 ist die Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien als Persona giuridica anerkannt.



Altarfenster der evangelischen Pfarrkirche Bozen-Gries

Zu der zweiten Frage ist meines Wissens zu sagen, daß während der Faschistenzeit keine besonderen Behinderungen zu verzeichnen gewesen sind. Das lag sicher daran, daß man damals aus politischen Rücksichten die deutsche evangelische Auslandsgemeinde (siehe Punkt 1) nicht zu bedrängen wagte.

Wie steht es mit den Beziehungen zur Südtiroler Landesregierung und zu anderen Institutionen unseres Landes? Finden Sie dort Verständnis und Hilfsbereitschaft für Ihre Anliegen? Wie verhält sich die Presse?

So weit wir bisher auf die Hilfe der Landesregierungsstellen angewiesen waren, haben wir solche jederzeit gefunden. Ich hoffe, daß wir, insbesondere auch für unser Jugend- und Freizeitenheim, das momentan in Kallern gebaut wird, Verständnis und Hilfe von allen zuständigen Stellen erhalten werden, damit dieses Haus, wie es mein Plan ist, zu einer Stätte fruchtbarer Begegnung im weitesten Sinne werde.

Auch die deutschsprachige Presse ist jetzt bereit, unser Anliegen zu Gehör zu bringen, z. B. durch Bekanntgabe unserer Gottesdienste.

Wir denken uns, daß jeder Theologe neben Studium, Betrachtung und Gebet auch einen persönlichen Kontakt und das lebendige geistliche Gespräch mit Kollegen und Mitbrüdern braucht, um auch immer der Gemeinde etwas sagen zu kön-

nen. Haben Sie dazu hier in Bozen genug Möglichkeit?

Zu dieser Frage ist zu sagen, daß durch die räumliche Entfernung voneinander natürlich hier der Gedankenaustausch und das persönliche Gespräch mit den Amtsbrüdern zu kurz kommen müssen. Trotzdem mühen wir uns darum, so gut es eben zu verwirklichen geht; gerade in den nächsten Tagen treffen sich alle evangelischen Pfarrer unserer Kirche in Italien zu einem Pfarrkonvent in Florenz.

Wie steht es mit dem Kontakt zum katholischen Klerus?

Solche Kontakte, wie Sie sie hier meinen, sind natürlich immer sehr stark von der betreffenden Persönlichkeit abhängig. Ich persönlich kann nur sagen, daß ich viele fruchtbare Begegnungen und Aussprachen mit katholischen Geistlichen innerhalb meines ganzen, großen Pfarrbezirkes gehabt habe, sowohl mit deutschen wie italienischen. Ich habe z. B. auch im vorigen Jahre zum ersten Male öffentlich bei der großen Feier anlässlich der Weihe der „Glocke für die Gefallenen“ in Rovereto mitgewirkt.

Wenn ich, wahrscheinlich noch in diesem Jahre, Bozen wieder verlassen werde, werde ich auch innerhalb der katholischen Geistlichkeit einige persönliche Freunde zurücklassen.

Wir danken Ihnen sehr herzlich für das Gespräch.

Die italienische Universität in Krise

Im November letzten Jahres ging an den italienischen Universitäten ein Generalstreik der lehrbeauftragten Professoren, der Assistenten und Studenten aller politischen Schattierungen über die Bretter. In der ersten Februarhälfte dieses Jahres streikten die ordentlichen Professoren und legten damit den kaum angelaufenen Universitätsbetrieb lahm. Diese Art von Arbeitsniederlegung wiederholt sich in regelmäßigen Zeitabständen nun schon seit Jahren. Es handelt sich diesmal dabei nicht um eine der vielen sattem bekannten lauthalsen Studentendemonstrationen, die aus dem italienischen Universitätsleben nicht wegzudenken sind und bei denen man sich oft des Eindrucks nicht erwehren kann, daß der dadurch entstehende Krach und Knalleffekt der Hauptzweck sind. Die jetzigen Streiks sind Ausdruck einer mehr als begründeten, weit verbreiteten Einsicht, daß es so mit der Universität nicht weitergehen kann. Ihr erklärtes Ziel ist es nämlich, bei den zuständigen Stellen auf die seit langem geplante Universitätsreform zu drängen. Das diesbezügliche Projekt (der sogenannte GUI-Plan) ist auf dem besten Wege, wie so manches seiner Vorgänger, in der Wüste des römischen Parlamentes zu versanden. Dabei ist sich der Großteil der Professoren und Politiker über die unbedingte Notwendigkeit einer Reform

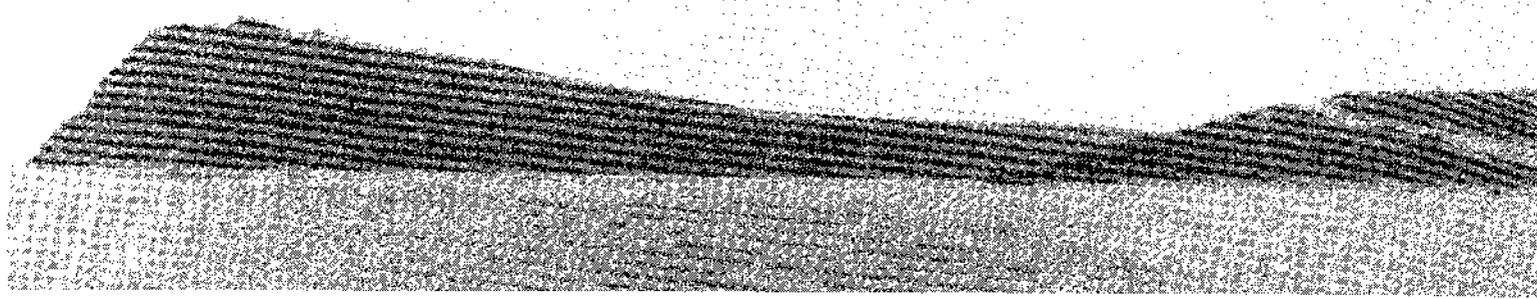
einig. Nur über das Wie scheiden sich die Geister.

Dieser Augenblick des allgemeinen Unbehagens soll uns zum Anlaß dienen, eine kurze, kritische Bestandsaufnahme über die Verhältnisse an den italienischen Universitäten anzustellen.

An der Grundkonzeption der Universität ist seit der Einigung Italiens nichts oder nur Geringfügiges geändert worden. Ja noch mehr, „Ihr Bildungsideal gründet sich, heute wie vor Jahrhunderten, auf die Renaissancevorstellung vom „uomo universale“, das Studienprogramm ist enzyklopädisch-vielseitig, „in den meisten Fakultäten muß sich der Student über 21 und mehr Prüfungen vorarbeiten, die eine reiche Skala des Wißbaren umfassen.“

Wer sich an einer italienischen Universität inskribiert, dem sei geraten, sich von allen Idealvorstellungen, die sich etwa an den deutschen Hochschulen orientieren, zu trennen. Er möge sich vor allem die schönen Worte von der Lehr- und Lernfreiheit, von akademischer Freiheit, von der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden und Ähnlichem mehr aus dem Kopf schlagen! Hören wir dazu die Worte von Hans Hinterhäuser, eines Kenners des italienischen Universitätssystems: „Der Gang der Studien ist straff geordnet, zwischen Professoren und Studenten herrscht strenge Distanz. Für wichtiger als der





Unterricht gelten die Prüfungen, für wichtiger als die Seminarübungen die Vorlesungen. Diese werden am Ende des akademischen Jahres in Form von Vorlesungsheften (appunti) zugänglich gemacht, welche zu Prüfungen „mitgebracht“, d. h. auswendig gelernt werden. Das Vorhandensein dieser Skripten macht es verständlich, daß der Besuch der Vorlesungen über die Testrattage hinaus sehr gering ist. Damit ist schon das Wesentliche über den italienischen Universitätsbetrieb gesagt. Für die jeweilige Prüfung wird ein mehr oder weniger umfangreiches Lehrbuch „empfohlen“, d. h. vorgeschrieben, welches sodann gewissenhaft studiert, d. h. auswendig gelernt und unter dem Motto zur Prüfung gebracht wird: „Daß er sich ja wohl präpariert, Paragraphos wohl einstudiert... Daß er mir ja nichts sagt, was nicht im Buche steht!“ Unter diesen Umständen dürfte es wohl verständlich sein, daß dem Studenten, falls er überhaupt die Zeit dazu findet, die Lust zu einer wissenschaftlichen Betätigung aus freien Stücken gründlich vergeht.

Durch die genannten Umstände wird eine Einstellung genährt, die für den italienischen Studenten typisch ist: das Studieren in Hinblick auf die Prüfungen. Man geht in die Vorlesungen, wenn es für die Prüfung zweckmäßig ist, man studiert das, was man am Prüfungstage eben braucht. Diese Einstellung, die unsere Lehrer am Gymnasium mit dem weisen Spruch „Non scholae sed vitae discimus“, vielfach mit geringem Erfolg, auszureden versuchten, feiert hier wieder herrliche Urstände.

Es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß sich die Universität in vielfacher Hinsicht zu einer Einrichtung degradiert hat, an der in regelmäßigen Zeitabständen Prüfungen abgenommen werden und die dem Studenten nach mehr oder weniger langer Zeit mit viel Pomp den Titel eines Doktors verleiht. Als Kostprobe ein paar Details aus dem akademischen Alltag: Die tatsächliche Vorlesungszeit an italienischen Hochschulen kann man nach Abzug der Ferien und Prüfungstermine auf 4 1/2 Monate voranschlagen. Nach dem durch die Unwetterkatastrophen des letzten Jahres hervorgerufenen Spätstart, nach Studenten- und Professorenstreik wurde bis 12. Februar 1967 drei Wochen lang gelesen!

Wie angesichts dieser Tatsachen aus dieser unter der Bürde der angesammelten historischen Würde stehenden Fabrikationsstätte von Akademikern die führen den Köpfe der Gesellschaft hervorgehen sollen, ist mir reichlich schleierhaft. Denn wie sollen von diesen Akademikern neue Impulse und Ideen ausgehen, wenn sich die Universität darauf beschränkt, von ihren Studenten das Nachklappen von ellenlangen Lehrbüchern zu verlangen? Was bleibt bei einem Absolventen schon mehr hängen als ein amorphes, theoretisches und dazu noch reichlich beschränktes Fachwissen? Unverständlich ist mir daher der weitverbreitete Standesdünkel unter den Akademikern und der im italienischen Volke übliche Fetischismus mit akademischen Titeln, und dies umso mehr, da die Erlangung eines Doktor-titels in Italien nicht, sonderlich eine Frage der Intelligenz ist, sondern vielmehr der Sturheit und des gedankenlosen Ochsens.

Hat man dies einmal erkannt, dann bleibt nicht mehr viel anderes übrig als zu resignieren und die Universität eben als notwendiges Übel zu betrachten, oder als bittere Pille, die man eben schlucken muß, will man im Beruf an einen reichhaltigeren Futtertrog herankommen.

Ein weiteres Phänomen ist der stark autoritäre Zug des italienischen Universitätslebens. Die durchschnittliche Haltung des Professors liegt zwischen der des absoluten und der des aufgeklärten Herrschers! Deshalb scheint mir die Art, mit der ältere Jahrgänge die Erstsemestri-gen in das Universitätsleben einführen, indem sie ihnen nämlich eintrichtern, sie seien „minus quam merda“, gar nicht so verwerflich. Verständlich ist daher auch der auf den Plakaten der Studentenverbände immer wiederkehrende Ruf nach einer Demokratisierung der Universität.

Diese Betrachtung stützt sich zum Großteil auf persönliche Erfahrungen und Gespräche. Sie mag daher auch etwas tendenziös und vereinfachend ausgefallen sein. Ich lasse mich gerne von Kollegen, die andere oder bessere Erfahrungen machen konnten, eines besseren belehren. Verwendete Literatur: Hans Hinterhäuser: „Italien zwischen Schwarz und Rot“, Kap. 5: Das Bildungswesen. Urban-Taschenbücher, Kohlhammer 1956.

Peter Tappeiner (Padua)

Die Fotos auf den Seiten 22, 23 und 24 von Ingeborg Jenewein sind einer Jugoslavienreportage entnommen.



Stipendiums stipendien in Südtirol

Dieser Artikel wurde für die Hochschüler-Beilage „unterwegs“ in den „Dolomiten“ geschrieben und von Beilage-Redakteur Alexander Langer gutgeheißen.

Dr. Toni Ebner, der die Beilage überprüft, hat den Artikel mit dem Vorwand, er „weise klare sozialistische Tendenzen“ auf, abgelehnt. Ich bin mir dessen nicht bewußt und stelle ihm hiermit im „Skolasten“ zur Diskussion.

Immer wieder stößt man in unserem Lande auf die Auffassung, daß der Hochschüler das Stipendium als ein Geschenk in Empfang zu nehmen hat, für das er seinen Gönnern ewigen Dank und Verbindlichkeit schuldet. Diese Ansicht stammt aus einer Zeit, in der es drei Arten von Studenten gab: die Abkömmlinge reicher Leute, die Geld genug hatten, sich nicht nur das Studium, sondern noch einiges mehr zu leisten; ferner Studenten, die als „g'scheite Buam“ von Mönchen und Pfarrern entdeckt und gefördert, geistliche Anstalten durchliefen, um schließlich zu einem geistlichen Beruf zu gelangen; und schließlich noch die Studenten, die von Gönnern, guten Seelen, privaten Vereinigungen oder öffentlichen Einrichtungen unterstützt, sich als sogenannte „Bettelstudenten“ zu ihrem Ziel durchkämpften und oft auch durchhungerten.

Es wurde und wird heute noch von manchen als selbstverständlich angesehen, daß das Erreichen von akademischen Graden und Berufen eine reine Privatsache der Studierenden darstellt; die Betreffenden müssen eben, wollen sie die elitären Positionen mit ihrem hohen Sozialprestige erreichen, sich diese durch außergewöhnliche Energie, durch Büffelei — und auch durch manche Demütigung und Selbstverleugnung erringen; daß dabei oft die einseitig Fanatischen, die Asketen, die sturen Strober und die geistlosen „Schlauchen“ allein zum Zuge kommen, während so manche guten Köpfe auf der Strecke bleiben oder gar nicht erst anfangen wollen, wird im Sinne eines (problematischen) Ausleseprinzips als natürlich angesehen.

Die Menschen, die so denken, haben von der großen Umwandlung, die die Welt ergriffen hat, wenig oder nichts erfahren. Die Situation hat sich grundlegend gewandelt. Die modernen Staaten sind zu komplizierten, hochspezialisierten Gebilden geworden, deren Existenz und Fortentwicklung von ihrer geistigen, wirtschaftlichen und technologischen Kapazität abhängt. Eine solche Kapazität setzt unbedingt einen hohen Grad an Schulung und Ausbildung der Menschen, besonders auf dem Universitätssektor, voraus. Daran werden wir auch in Südtirol nicht herumkommen.

Verantwortliche Politiker haben längst erkannt, daß die Zukunft ihres Landes von einer möglichst hohen Zahl an qualifizierten Kräften abhängt; die massive offizielle Förderung der Studierenden bis hinauf zum Universitätsdiplom ist ein Anliegen, ein Interesse der Allgemeinheit geworden.

Diese allgemeine Erkenntnis setzt aber voraus, daß sich die Politiker um die Zukunft Gedanken machen und ein umfassendes Gestaltungskonzept früh genug entwerfen. Dabei müssen zwei Grundforderungen berücksichtigt werden: wie ist die allgemeine Entwicklung in der Welt von heute, und zweitens, wie können wir am besten in dieser allgemeinen Entwicklung mit unseren Kräften und Möglichkeiten unser Haus aufbauen und allen Arbeit und Wohlstand sichern?

Ohne gediegene Schulen, ohne Förderung der Bildung breiter Volksschichten, ohne Ausbildung einer möglichst großen Anzahl von Akademikern werden wir ein Programm, das uns allen eine sichere Zukunft bringen soll, nicht verwirklichen können. Die erste Forderung daraus lautet,

daß eine breitgestreute und forcierte Förderung der Studenten für unsere Landespolitik von erstrandiger Bedeutung sein muß.

Sehen wir uns nun anhand von Unterlagen an, was für die Hochschüler bisher diesbezüglich geschehen ist:

Das Land vergibt jährlich 30 Stipendien für Studierende im Inland (Südtiroler und Italiener) und 30 Stipendien für Studierende im Ausland (Südtiroler und Italiener). Die Höhe des einzelnen Jahresstipendiums beträgt 150.000 Lire. Wenn man einen durchschnittlichen Zimmerpreis von 15.000 Lire monatlich rechnet, so reicht das Geld kaum für die Miete in einem Studienjahr! Der Bezieher dieses Stipendiums muß aber vorher den Nachweis seiner Bedürftigkeit (!) erbringen und sich außerdem verpflichten (wie bei allen Stipendien), kein zweites zu beziehen.

Dieses Landesstipendium ist absolut zu niedrig. Vergleichsweise beträgt das Staatsstipendium 360.000 Lire jährlich.

Es ist aber bekannt, daß die Anforderungen für das Staatsstipendium sehr hoch sind. Es dürfen nur wenige Südtiroler dieses Stipendium beziehen. Meine Darlegungen aber zeigen klar auf, daß heutzutage eine Förderung auf breiter Basis auch von mittelmäßigen Studenten erfolgen muß und sich nicht nur auf erstklassige beschränken darf, wie es das italienische Staatsstipendiengesetz vorsieht.

Tatsächlich studieren aber nach der neuen Hochschülerstatistik (1966) 263 Südtiroler in Italien. Die dürftigen Landesstipendien und die wenigen Staatsstipendien zeigen somit schwere soziale Probleme einer großen Zahl dieser Studenten an; in erster Linie sind unsere Landespolitiker verpflichtet, sich damit zu befassen. Landeshauptmann Dr. Magnago hat in einem Interview (Stipendienfragen — siehe „Skolast“ Nr. 2, Mai 1965) hingegen erklärt, daß mit dem Stipendiengesetz für die Südtiroler Studenten in Italien alles in Ordnung sei und das Land sich nicht weiter zu kümmern brauche.

In der Ausschußsitzung der SH vom 30. Dezember 1966 wurde einstimmig eine Resolution gefaßt, in der die Politiker aufgefordert werden, die Anzahl und die Dotierung der Landesstipendien zu erhöhen.

Dr. Magnago weist in seinem Interview weiters darauf hin, daß für die Südtiroler, die im Ausland studieren, von den zuständigen Stellen Stipendien in erheblichem Maße“ gewährt werden. Diese zuständigen Stellen sind den Studenten in einzelnen unbekannt. Es ist aber unannehmlich, daß zumindest für Oesterreich das Wiener Unterrichtsministerium die Gelder auswirft. Es sind also Steuergelder, die von allen Oesterreichern aufgebracht werden.

Diese Stipendien aber werden in Südtirol durch das „Südtiroler Kulturinstitut“, einen Privatverein mit ganz bestimmten einseitigen Statuten (wie es sich selbst definiert), vergeben. Dr. Magnago überträgt auch hier die Verantwortung, die er selbst zu tragen hätte, einem Privatverein, anstatt dafür zu sorgen, daß die Gelder von einem Gremium des Südtiroler Teiles der Landesverwaltung, in dem Vertreter aller politischen Richtungen der Südtiroler sitzen, vergeben werden. Außerdem wäre es seine Aufgabe und auch diejenige der Parlamentarier, dafür zu sorgen, daß Rom Stipendien auch für die Südtiroler, die im Ausland studieren, gewährt, da diese Verpflichtung dem Staate aus dem Pariser Abkommen erwächst.

Da der Landeshauptmann also die eigentliche Förderungspolitik auf andere, nichtgewählte Organe überträgt, kann er in der Materie nicht soweit informiert

sein, daß seine Worte „ich komme aus der letzten Zeit keinen Fall eines Südtiroler Hochschülers, der — bei Erfüllung seiner Pflicht — sein Studium aus Mangel an finanziellen Mitteln hätte unterbrechen oder aufgeben müssen“ unbedingt der Wirklichkeit entsprechen müssen.

Im selben Interview sagt Dr. Magnago, daß die Hochschülerschaft nach dem Maßstab des Wirkens der kulturellen Vereinigungen ihren Unterstützungsbeitrag vom Land bekommt (d. h. 29% ihres Hauszinses). Es gibt also für sie der Schlüsselsatz nach dem z. B. die „Urania“ bewertet wird. Dies ist wohl eine arge Verkennung der Wichtigkeit und des Wirkens der SH. Sie erfüllt ja nicht nur kulturelle, sondern auch soziale, wirtschaftliche und politische (Studienhilfe) Aufgaben.

Zu den 950.000 Lire (1964) als Unterstützungsbeitrag der Gesamttätigkeit der SH in einem Jahr seitens des Landesaussschusses (29%) und den 9 Millionen als Gesamtsumme für Stipendien in einem Jahr, sowohl für Südtiroler als auch Italiener, möchte ich einige Vergleichszahlen heranziehen:

Der Landesaussschuß Bozen hat von 1960 bis 1964 gewährt:

Kulturinstitut - für Gastspiele	20.400.000
Bund Südtiroler Volksbühnen	16.100.000
Verband Südtiroler Musikkapellen	40.440.000
Verband der Volkshochschulen	19.935.000
Katholisches Bildungswerk	4.050.000
Verband für Heimatpflege	16.423.000
Publikationen heimatlichen Charakters	4.451.000
Pfarr- und Volksbüchereien	23.094.000

Aus diesen Zahlen lassen sich die Schwerpunkte der Landesregierung ablesen. Ich habe nichts gegen obige Tätigkeiten. Sie alle sind notwendig. Aus der Relation hat man aber oft den Eindruck, daß man zu wenig für jene Bereiche der Bildung und Ausbildung anwendet, die für die Zukunft unseres Landes ebenso entscheidend sind.

Siegfried Stuffer

Diskussion

„Kultur“

Ich möchte kurz zum Aufsatz Hamud Weber im „Skolasten“ über Kultur Stellung nehmen, da ich mich darin gewissenmaßen direkt angesprochen fühle; dem Verfasser scheint mein früherer Artikel „Gedanken über Kultur“ unzureichend.

Um nicht ein unnütze „Kulturpolemik heraufzubeschwören“, möchte ich ein grundlegendes Mißverständnis klären. In meinen „Gedanken“ (Skolast, Mai 1965) versuchte ich, Kultur als menschlich-persönlichen Faktor zu klären und zu definieren, also in einem Sinn, der vielleicht auch mit Reife wiedergegeben werden kann und der ganz wesentlich zur Persönlichkeitsentwicklung des Menschen gehört. Ich habe dabei natürlich gesellschaftliche Gegebenheiten keineswegs außer Acht lassen wollen, doch beschränkte ich mich ausdrücklich und ex professo lebhaft wie in „unterwegs“, Dolomitenbeilage vom 30. November 1966) auf eine zutreffende und klare, unmissbare Blickrichtung. Daneben wies ich ausdrücklich auf Kultur als „gesellschaftlich gewordene Ausdrucksform einer reifen und selbstbewußten menschlichen Gemeinschaft“ hin. Dann wollte ich meine Analyse absichtlich auf den ersten Aspekt beschränken, da ich aus dieser Interpretation heraus Begegnung und Dialog als wesentliche Aufgabe der Kultur erkennen konnte.

Hamud Weber hingegen läßt den von mir behandelten Aspekt völlig außer Acht und beschränkt sich sehr weit auf den zweiten. Darum scheinen mir die beiden Aufsätze nicht vergleichbar oder gegenüberstellbar, da sie verschiedene — meiner Ansicht nach komplementäre — Gebiete behandeln.

Jedenfalls würde ich nicht so leichtfertig auf Kulturkreis und Kulturräume verzichten — ohne Grenzen im Sinne von Bonifazi zuzugreifen zu wollen — wenn schon ein kultur-ethnologischer Begriff von Kultur gegeben werden soll. Denn in diesem Fall hätte es tatsächlich keinen Sinn, auf Abgrenzungen und Festlegungen zu verzichten, obwohl natürlich niemand „wissenschaftliche Genauigkeit“ verlangt und obwohl ebenso natürlich nicht getreut oder gar aus Zusammenhängen gelöst werden darf. Aber die von Weber erwähnten Sozialstrukturen selbst fordern schon Unterscheidung und Abgrenzung (so hätte sonst eine wesentliche Aufgabe der Soziologie).

Was schließlich Werturteile und -forderungen angeht, kann ich mit Weber nicht übereinstimmen. Gerade durch ihre Wertansprüche und Urteile hebt sich die Kultur als Ausdruck des schöpferischen Geistes von einer rein deskriptiven „wissenschaftlichen“ Analyse ab. Darauf zugunsten der „sich lunnenenden“ Kulturpolitik zu verzichten, schiene mir untragbar.

Alexander Langer

Interview mit Abg. Hans Dietl

Bozen, 11. Februar 1967

Herr Abgeordneter, sind Sie der Ansicht, daß man die SVP in ihrer jetzigen Konstellation noch als Sammelpartei bezeichnen kann? Sie wurde seit ihrer Gründung immer so bezeichnet.

Ich bin überzeugt, daß die SVP wie bisher immer noch als Sammelpartei bezeichnet werden kann. Die Zweifel, die mit der Fragestellung zum Ausdruck kommen, scheinen mir, wenigstens bis zum heutigen Zeitpunkt, nicht gerechtfertigt zu sein. Um auf eine letzte Tatsache hinzuweisen, die eher einige Besorgnis erregen könnte: bei der wichtigen Besprechung von morgen, Sonntag, ist nur das Präsidium eingeladen, was früher nicht üblich war — ich zitiere die im gleichen Zusammenhang unter ähnlichem Zeichen wichtige Aussprache im Jänner 1966 in Innsbruck; damals waren wegen der großen Bedeutung und der Tragweite der zur Behandlung stehenden Entscheidung neben dem Präsidium auch die Parlamentarier, die Mitglieder der Landesregierung und die Bezirksobmänner eingeladen.

Glauben Sie, daß damit, daß jetzt nur mehr das Präsidium eingeladen ist, irgendwelche Strömungen innerhalb der Partei ausgeschaltet werden sollten, oder welchen Zweck kann das haben, daß man sich jetzt darauf beschränkt?

Ich habe den Eindruck, daß bei einer so wichtigen Entscheidung gerade die Parlamentarier, die letzten Endes den Auftrag haben, in Rom eine Lösung so oder anders zu vertreten, in der Vorentscheidung unbedingt angehört werden müßten und auch die Gelegenheiten haben müßten, mitzusprechen. Gleiches gilt auch für die Bezirksobmänner als ehrenamtliche Träger und sehr wohl auch für die Mitglieder der Landesregierung.

Das Präsidium ist aber im letzten halben Jahr nicht mehr in Aktion getreten! Wie erklären Sie sich, daß gerade jetzt nur dieses eingeladen wird?

Gerade die Tatsache, daß das Präsidium seit der letzten Landesversammlung vom 4. Juni 1966 nicht mehr einberufen worden ist und ausgerechnet jetzt zum erstenmal bei einer so wichtigen Entscheidung allein zur Sitzung nach Innsbruck berufen wird, gibt mir einen Grund mehr zu befürchten, daß man hofft, eher eine einseitige Haltung und Stellungnahme in Innsbruck vertreten zu können.

Sie reden von einer einseitigen Haltung. Sehen Sie also eine Gefahr für das Fortbestehen der SVP als Sammelpartei in der Weiterentwicklung dieser verschiedenen Anschauungen, die anscheinend doch da sind?

Eine Gefahr für die Sammelpartei ersehe ich daraus nicht, wohl aber glaube ich, daß man in Zukunft dafür sorgen mußte — das wird ja die weitere Entwicklung in den nächsten Monaten zeigen — daß man allen Richtungen, gerade in der Vorphase der Entscheidung das notwendige Gehör und die notwendige Möglichkeit der Mitsprache geben muß.

Welche Richtungen bestehen innerhalb der SVP?

Ich glaube, daß man mit dem Wort „Richtungen innerhalb der SVP“ etwas zu viel operiert hat. Es gibt eigentlich wohl nicht feststehende und genau prononcierte, bleibende Richtungen; wohl aber dürfte die Entwicklung der nächsten Zukunft die Frage der Richtungen insofern klären, als es auf der einen Seite solche gibt, die abschlußwillig sind, währenddem die andere Gruppe wesentliche Vorbehalte gegen einen Abschluß unter den bestehenden Voraussetzungen geltend zu machen hat.

Bestehen neben der grundsätzlichen Frage: Abschluß oder nicht Abschluß auch noch andere wesentliche Meinungsverschiedenheiten?

Auf Grund der bisherigen Erfahrungen dürfte man, glaube ich, wenn man das Wort „wesentlich“ in seinem echten Sinn nimmt, von wesentlichen Unterschieden nicht sprechen können. Wesentliche Unterschiede in der Auffassung müssen begreiflicherweise — und werden in der nächsten Zeit — dann auftreten, wenn auf der einen Seite der Abschluß, so wie jetzt die Voraussetzungen gegeben sind, verlangt wird, währenddem die andere Seite, wie schon vorher gesagt, wichtige Argumente gegen einen übereilten Abschluß ins Feld zu führen hat. In diesem Zusammenhang kommt der noch nicht geklärten Frage der Verankerung große Bedeutung zu.

Darüber möchten wir Sie später noch etwas fragen. Herr Abgeordneter. Sie waren das letzte Halbjahr Parteiobermannsstellvertreter, dürfen wir Ihnen jetzt über die Partei einige Fragen stellen? Wie nimmt die Partei Kenntnis von den Wünschen, Bedürfnissen und Meinungen der Bevölkerung und wie wird die Bevölkerung von der Partei über ihre Tätigkeit informiert?

Ich glaube, die Antwort auf diese Frage wird bei uns, wie bei anderen Parteien, eine gewisse Schwierigkeit bereiten. In unserem Falle vielleicht noch mehr, weil wir Sammelpartei sind, und dadurch vielleicht eine gewisse Kritik, die sonst offen geführt wird, im Widerstreit mehrerer Parteien, weniger zur Geltung kommt. Die Haupttätigkeit im Sinne der Aufklärung und des Kontaktes mit den Wählern liegt wohl weiterhin in der Organisation von Versammlungen in den einzelnen Orten, ferner in den Sitzungen der Bezirksausschüsse, denen die Ortsobmänner der einzelnen Bezirke angehören und in denen eben über die Ortsversammlung hinaus nähere und genauere Aufklärung gegeben werden soll, damit diese über die Ortsobmänner und Ortsausschüsse ins Volk getragen wird.

Wird dies genügend gemacht, so daß die ganze Bevölkerung von der Tätigkeit der Partei aufgeklärt wird? Kann man in Südtirol sagen, daß die Bevölkerung politisch informiert ist?

Ich glaube, man kann sagen, daß die Bevölkerung — wie der Besuch der Versammlungen in der letzten Zeit bewiesen hat — Interesse zeigt. Daß auf diese Weise genug getan wird für die Aufklärung, das möchte ich doch in Zweifel stellen. Andererseits liegt eine ähnliche Situation in allen anderen Parteien vor. Vielleicht ist bei uns der Frage der Presse zu geringe Bedeutung beigegeben worden. Ich verweise — ohne gewollte Kritik zu üben — nur um eine Tatsache festzustellen — auf das Parteiorgan, das meiner Ansicht nach zu wenig an solcher Aufklärungsarbeit — besonders im Zusammenhang mit den letzten Ereignissen und mit den Entscheidungen, die bevorstehen — getan hat und tut.

Welches ist das Parteiorgan und wie oft erscheint es?

Das Parteiorgan der Südtiroler Volkspartei ist bekanntlich der „Volksbote“ und erscheint wöchentlich. Die Frage allein zeigt schon, daß man sich kaum richtig bewußt ist oder daß jedenfalls zu wenig getan worden ist, denn „Volksboten“ den Charakter eines Parteiorgans zu geben.

Wie versucht die Volkspartei, Studenten und junge Akademiker politisch zu engagieren — diese sollten ja die zukünftige Elite sein. Wird da etwas, oder wird genügend getan?

Ich glaube, daß in der letzten Zeit — und hier möchte ich auf die Jugendarbeit hinweisen — auf diesem entscheidend wichtigen Sektor doch gewisse Arbeiten begonnen worden sind. Was — wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf — die Betreuung der Hochschülerschaft betrifft, so scheint mir, daß die Tagungen in Diotenheim doch auch als Kontakt zwischen Partei und Hochschülerschaft zu rechnen sind.

Sie glauben also, daß man es den jungen Akademikern schon schmackhaft macht, in der Partei mitzuarbeiten, und Sie glauben, auch diese sehen, daß sie Möglichkeiten hätten?

Ich würde es begrüßen, daß dem Parteiausschuß — wenigstens mit beratender Stimme — ein Vertreter des Vorstandes oder ein Delegierter der Südtiroler Hochschülerschaft angehört. Dadurch würde der Kontakt, glaube ich, enger sein, und es könnten viele noch herrschende Vorurteile beseitigt werden.

Glauben Sie, daß eine solche Situation mit dem Statut der SVP vereinbar wäre, wo diese doch eine unabhängige und weitestgehend ungebundene Vereinigung ist?

Ich glaube, daß die Südtiroler Hochschülerschaft in ihrer Ungebundenheit nicht zu weit gehen soll, gerade in unserer besonderen Situation, und daß eine gewisse politische Bindung oder Verbindung, wie man es nennen will, doch mehr als natürlich sein müßte, und auch für die Hochschülerschaft von Vorteil.

Aus der geschichtlichen Tradition heraus nimmt die Kirche in Südtirol eine besondere Stellung ein. Inwieweit wirkt sich dies auf das derzeitige Verhältnis zwischen Kirche und Partei aus?

In der Vergangenheit hatten wir besonders in Tirol — und die Älteren wissen noch davon — eine auch für die Kirche nachteilige politische Auseinandersetzung festzustellen, und zwar damals die Auseinandersetzung zwischen der konservativen und der christlich sozialen Partei. Ich glaube, man sollte auch für die Gegenwart insofern daraus lernen, als es notwendig ist zu erkennen, daß die politischen Entscheidungen den verantwortlichen Politikern zu übertragen sind, während es natürlich und selbstverständlich ist, daß in weltanschaulichen Fragen der Kirche allein die Entscheidung zusteht.

Man sollte also auch den außerhalb der Kirche Stehenden gegenüber sehr tolerant sein?

Ich kann hier nur den Standpunkt wiederholen, den ich früher oft schon ausgesprochen habe: Wir sind Sammelpartei; wenn wir Sammelpartei bleiben wollen — und wir müssen Sammelpartei bleiben, solange die wesentlichen politischen Fragen nicht eine positive Lösung gefunden haben — wenn wir also Sammelpartei bleiben wollen, dann müssen wir jedem Südtiroler, der sich zum Programm der Partei bekennt und nicht einer extremistischen Anschauung angehört, die Möglichkeit bieten, daß er sich innerhalb der Sammelpartei auch wohlfühlen kann.

Die politische Lage in Südtirol, Herr Abgeordneter (wenn wir nun dazu überführen dürfen), ist zur Zeit gekennzeichnet durch die Annahme oder Ablehnung des sogenannten „Paketes“. Können Sie die wesentlichen Punkte daraus kurz anführen, oder sind Sie diesbezüglich noch an die Schweigepflicht gebunden?

Ich würde mich nicht mehr an die Schweigepflicht gebunden fühlen, erachte es aber für nicht opportun, weil es in einer Pressunterredung zeitlich nicht möglich ist auf die einzelnen Punkte detailliert einzugehen. Um so mehr als ich doch feststellen konnte, daß man endlich laut letztem „Volksboten“ die Notwendigkeit erkennt, bevor die Entscheidung fällt, das ganze Paket zusammenzufassen und zur Kenntnis zu bringen. So ist endlich die Möglichkeit geschaffen, daß jeder,

mit der Materie vertraut, auch in Kenntnis der Sachlage entscheiden kann.

Nach indiskreten Berichten hätten Sie sich bei den vier Tage dauernden Besprechungen Ende August 1966 nur bei der allgemeinen Diskussion beteiligt, und sich gegen die Annahme des Paketes ausgesprochen, bei der Diskussion über die einzelnen Punkte hätten Sie sich nicht mehr beteiligt? Stimmt das?

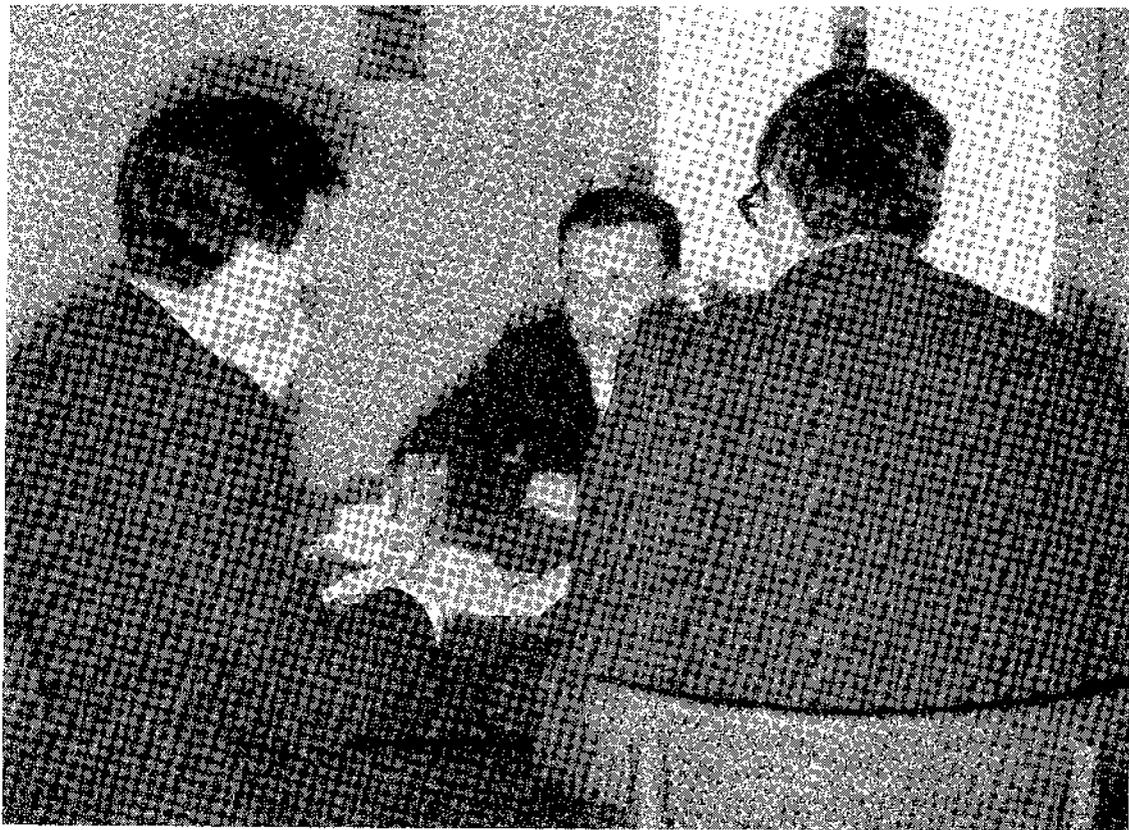
Das stimmt nur zum Teil. Ich habe zu Beginn der Sitzung des Parteiausschusses Ende August eine grundsätzliche Stellungnahme getroffen. Und zwar habe ich darauf hingewiesen, daß eigentlich seit der letzten gemeinsamen Besprechung in Wien vom 24. Juni, wo wir (unsere Südtiroler Delegation) einhelliger Auffassung waren, eine wesentliche Änderung im Zeichen der Geheimpolitik erfolgt ist, auch mit Abänderung des am 24. Juni vereinbarten Weges. Ich verweise hier insbesondere auf die Geheimbesprechung von Ziri vom 21. Juli 1966, zu der ich nicht eingeladen wurde, und die nach meiner Ansicht eine eher negative Wendung in der Verhandlungsposition mit sich gebracht hat. Denn in Ziri wurde der Standpunkt vertreten und letzten Endes auch von unseren Delegationsmitgliedern akzeptiert, daß man auf schnellstem Wege die Verhandlungen zum Abschluß bringen soll, zu einem Zeitpunkt, wo die Frage der Verankerung noch offen war, und auch in der Sache Paket noch wesentliche Punkte fehlten. Dazu kommt, daß es, rein psychologisch gesehen, für die andere Seite sehr leicht wird, weniger zu geben, wenn der andere Partner im Zeichen der Schnelligkeit und der Eile bereit ist, zu operieren. Ich habe diese Punkte erwähnt, habe auch auf einen gewissen Rückschritt hingewiesen, der von unserem früheren Verhalten her erfolgt ist, und habe vor allem meine schwersten Beden

Parteilung das Recht einzuräumen, sich aus dem Schriftstück des italienischen Ministerpräsidenten Notizen zu machen. Was halten Sie vom Vetorecht?

Ich habe, schon bevor die Antwort des Ministerpräsidenten Moro eingetroffen ist, in SVP-Versammlungen erklärt, daß mir in Sache Vetorecht — ich darf den damaligen Stand als bekannt voraussetzen — die Forderungen, die von den italienischen Parteien, insbesondere von der Democrazia Cristiana gestellt worden sind, als hochgespielt vorkommen; denn eine Forderung, die absolut gegen jedes demokratische Prinzip verstößt, ist von Haus aus nicht aufrecht zu halten, und ich habe deswegen in diesen Versammlungen darauf hingewiesen, daß ich mich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß man das Vetorecht hochspielt, wohlwissend, daß diese — man kann sie extreme Forderung nennen — nicht durchgeht, und man dann bereit ist, von dieser extremen Forderung abzugehen und dadurch in unseren Reihen den Eindruck erweckt, als ob von uns ein Erfolg erzielt worden wäre. In Wirklichkeit aber erreicht man dadurch auf Umwegen, in getarnter aber noch gefährlicherer Form das gleiche Ziel, zudem könnte man noch hoffen, daß in anderen Fragen auch noch weitere Konzessionen unsererseits gemacht werden. Die letzte Entwicklung scheint mir in meinen Befürchtungen recht zu geben.

Sie halten also das Vetorecht in der jetzigen Form, wie es abgewandelt wieder erscheint, nicht für viel günstiger als in der ersten?

Mir scheint, daß auch heute noch das Vetorecht besteht, und daß die Art, in der es formuliert ist, eher noch gefährlicher ist, weil ein Schein erweckt wird, dem die Tatsachen nicht entsprechen.



Pepi Zetzer und Franz Lanthaler im Gespräch mit Abg. Hans Dietl

... daß man hofft, eine einseitige Haltung vertreten zu können.

ken gegen die Eile des Verhandlungsabschlusses geltend gemacht. Man darf nämlich nicht vergessen, daß damals (Ende August) der Fahrplan so aussehen sollte, daß sich die Landesversammlung Ende September schon endgültig mit dem ganzen Fragenkomplex beschäftigen sollte, zu einem Zeitpunkt, wo von einer Information, die halbwegs diesen Namen verdient, noch nicht die Rede war, und wo es überhaupt nicht möglich war, innerhalb weniger Wochen dieser Informationspflicht nicht nur unseren Ortsobmännern gegenüber, sondern auch der Öffentlichkeit gegenüber, Rechnung zu tragen.

Können Sie uns hier über die Parteiausschußsitzung vom 20. Februar Näheres berichten, in der die schriftliche Antwort der Regierung zur Sprache kam?

Es handelt sich um die Parteilungssitzung vom 20. Februar, und dort wurde lediglich die Antwort des italienischen Ministerpräsidenten, die immer noch nur als Arbeitshypothese bezeichnet wird, folglich noch nicht als klar verbindlich angesehen werden kann, bekanntgegeben. Eine Diskussion darüber fand, abgesehen von einigen Fragen zur Aufklärung und zur näheren Illustrierung, nicht statt.

Daher können Sie auch die Haltung der Parici diesen Erklärungen gegenüber noch nicht umschreiben?

Natürlich kann ich diese Haltung deswegen noch nicht umschreiben, weil darüber noch nicht befunden worden ist. Auch hier scheint es mir etwas zu weit zu gehen mit der Schweigepflicht, wenn man nicht einmal bereit ist, den Mitgliedern der

Vorher haben Sie von der Schweigepflicht geredet; es würde uns interessieren: von wem ist die Anregung zu dieser Verhandlungstaktik überhaupt ausgegangen, und was wollte man damit erreichen?

Ich habe die Besprechung von Ziri vom 21. Juli 1966 zitiert und ich glaube, nicht fehl zu gehen in der Annahme, daß dieses neue Verfahren einvernehmlich zwischen dem österreichischen Außenminister und dem italienischen Partner — in diesem Falle möchte ich mehr Moro als Fanfani nennen — gewählt wurde.

Was wollte man damit erreichen?

Wenn man damit einen reibungslosen und schnelleren Ablauf der Verhandlungen erreichen wollte, dann scheint mir, daß die Entwicklung der letzten Zeit her, diese Hoffnungen und diese Erwartungen nicht erfüllt hat.

Sie glauben also, es wurde so gemacht, um die Verhandlungen schneller und reibungsloser zum Abschluß zu bringen, und das — glauben Sie — trat nicht ein. Also hätte diese Taktik bedeutend mehr negative Seiten aufzuweisen als positive?

Ich bin davon überzeugt, daß die negativen Seiten dieser Taktik weitaus überwiegen.

Wie stellen Sie sich eine wirksame internationale Verankerung vor? Und welche Vorschläge sind diesbezüglich von anderen Stellen oder Persönlichkeiten vorgebracht worden?

Wir haben in der zitierten Parteiausschußsitzung Ende August 1966 darüber ausführlich gesprochen — und ich glaube,

daß dies die wesentliche Entscheidung dort war, abgesehen von den teils sehr wichtigen und teils weniger wichtigen geforderten Klärungen zu Einzelfragen des „Paketes“. Wir haben dort eine wirksame internationale Verankerung praktisch einseitig verlangt. Es steht nicht uns zu, zu sagen, wie diese Verankerung sein soll. Schließlich ist Oesterreich Verhandlungspartner. Dazu kommt, daß auch rein was die völkerrechtlichen Kenntnisse — wenn ich sie so nennen darf — betrifft, wir gar nicht in der Lage wären, Klares auszusagen. Beim Stand der Verhandlungen scheint mir der internationale Gerichtshof als absolut ungeeignet zu sein, und zwar aus folgenden Gründen: Italien hält an seinem Rechtsstandpunkt weiterhin fest, daß der Pariser Vertrag schon vor Beginn dieser Verhandlungen als erfüllt anzusehen ist. Diese Verhandlungsergebnisse wären demnach ein großzügiges, liberales Entgegenkommen der Südtiroler Volksgruppe gegenüber und erfolgten förmlich auf rein interner Ebene. Das Paket wäre damit aus dem Pariser Vertrag ausgeklammert, und was ein solches Paket dann überhaupt zu bedeuten hat, darüber braucht man nicht zu fragen, weil die Antwort ganz klar und evident ist.

Nehmen wir an, es kommt nun zu dieser IGH-Verankerung, die ja derzeit sehr im Gespräch ist, und der italienische Staat führt die Bestimmungen rechtzeitig durch, welche Maßnahme wird dann die SVP einnehmen?

Zum IGH könnte es unter folgenden Voraussetzungen kommen: Italien müßte dann vom bisher eingenommenen Standpunkt abgehen und die Verhandlungsergebnisse als Bestandteil und Erfüllung des Pariser Vertrages deklarieren.

Hätten Sie auch die von Oesterreich geforderte Erklärung, daß es eine Erklärung abgeben werde, daß alles in Ordnung ist, hätten Sie dies auch für eine Falle in diesem Sinne?

Dieser Erklärung, die als sogenannte politische Garantie gewertet wird, lege ich eine zweitrangige Bedeutung bei und ich kann nicht begreifen, wie man eine solche Erklärung derart hochspielen kann, denn ob Oesterreich erklärt: „Der Pariser Vertrag ist erfüllt“ bzw.: „Der Streitfall ist aus der Welt geschafft“, vorausgesetzt, daß alles durchgeführt ist; oder ob es erklärt, daß es erst erklären wird, nachdem alles durchgeführt ist... Der Unterschied scheint mir nicht groß zu sein. Man vergißt dabei gern eines, nämlich daß von österreichischer Seite erklärt wurde: einmal, daß keine weiteren offenen Fragen aufrecht erhalten bleiben werden, zweitens verlangt Oesterreich von uns zuerst unser Ja zum Paket, erklärt aber gleichzeitig, daß das Befinden über das Verhandlungspaket ausschließlich unsere Angelegenheit ist. Unter solchen Voraussetzungen kann ich mir nicht vorstellen, daß dann nach einigen Jahren — sollten die Dinge nicht so funktionieren, wie man heute annimmt, daß dann im Wege dieser sogenannten politischen Garantie weiß Gott was heraussehauen wird, weil man auch von österreichischer Seite berechtigterweise darauf hinweisen kann, daß schließlich die Südtiroler aus freien Stücken dem Verhandlungspaket, das ja letzten Endes in ihre Kompetenz fällt, ihre Zustimmung gegeben haben. Ich darf ergänzend erwähnen, daß 1948 von österreichischer Seite ein gewisser Druck ausgeübt wurde, der Ausdehnung der Autonomie, also dem bestehenden Autonomiestatut, die Zustimmung zu geben. Auf Grund der bisherigen Entwicklung muß ich leider auch den Eindruck haben, besonders von der Entwicklung der letzten Monate her, daß mit der ständigen Wiederholung, daß es nur den Südtirolern zusteht, die Entscheidung über das Verhandlungsergebnis zu treffen, indem man die Sache zudem noch unter Zeitdruck stellt, obwohl heute im Unterschied zu 1948 keine Voraussetzungen für einen echten Zeitdruck bestehen. Daß man letzten Endes auch, gewollt oder ungewollt, dies soll dahingestellt bleiben, auch wieder einen Druck ausübt auf die Südtiroler, ja zu sagen.

Im Falle einer tragbaren Lösung nun, glauben Sie nicht, daß immer noch wesentliche Punkte auftreten könnten, wo wir dann keine Handhabe mehr hätten, Verbesserungen in unserem Sinne herbeizuführen? Oesterreich hätte dann ausgespielt, sozusagen, und wir hätten auch nichts mehr in der Hand?

Mir scheint, daß gerade wegen der unklaren Formulierung in den einzelnen Punkten und in wichtigen Punkten der Verhandlungsergebnisse, daß gerade deshalb die Frage der Verankerung zusätzlich von sehr großer Bedeutung ist. Ich darf in diesem Zusammenhang darauf verweisen, daß unser Ja jetzt verlangt wird, obwohl wir noch keine endgültige, klare Formulierung der Gesetzestexte, sei es Verfassungsgesetz wie ordentliche Gesetz, haben. Für deren Formulierung, die erst nach unserem Ja erfolgen soll, wurde ursprünglich von uns verlangt, daß diese Formulierungen im Einverständnis mit der Südtiroler Volkspartei, mit unserer Vertretung, erfolgen müssen. Diese Forderung wurde abgelehnt, es bleibt nur bei einem vorbereitenden Komitee, dem Vertreter der zuständigen Ministerien und eine angemessene Zahl von Vertretern der Südtiroler und der in Südtirol zuständigen Italiener angehören. Diese Sache ist von größter Bedeutung; ich darf nur darauf hinweisen, daß im Pariser Vertrag der Ausdruck „irame“ (Rahmen) jahrelange Diskussionen ausgelöst hat und letzten Endes mitschuldig ist an der Ausdehnung der Autonomie auf die Provinz Trient, und daß im Art. 14 das kleine unbedeutende Wörtchen „normalmente“ gleiches erreicht hat. Wenn man sich diese Beispiele vergegenwärtigt und gleichzeitig weiß, daß wir es mit ausgesprochen sachkundigen und mit allen Einessen ausgestatteten Formaljuristen zu tun haben, dann scheint mir, daß diese Regelung hinsichtlich der Formulierung

des Verfassungsgesetzes und der ordentlichen Gesetze nicht die notwendige Handhabe dafür bietet, daß sich nicht Gleiches aberdings wiederholt.

Sind zwischen der österreichischen Regierung und der Vertreten Südtirols hinsichtlich der Versuche zur Lösung des Südtirolproblems auch schon gewichtige Meinungsverschiedenheiten aufgetreten?

Ich glaube, daß man in den letzten Monaten einen Rückschritt feststellen muß, und daß gewisse Ausgangspositionen, die in jahrslanger Arbeit seitens der österreichischen Diplomatie geschaffen wurden, leichtfertig aufs Spiel gesetzt wurden. Auf Grund der letzten Entwicklung scheint mir, daß in Italien der Eindruck verstärkt wurde, daß Oesterreich unbedingt schnell abschließen will, und daß man darüberhinaus auch in der Frage der Verankerung bereit ist, Italien soweit als möglich — um einen Ausdruck zu gebrauchen, der sehr gefährlich ist — in elastischer Weise entgegenzukommen.

Angenommen, der SVP gelingt eine tragbare Lösung; glauben Sie, daß das genügt, um die SVP in der gegenwärtigen Form als weitaus stärkste Partei des Landes zu erhalten?

Mir scheint, daß, solange die Grundvoraussetzungen für unsere politische Existenz und Sicherung nicht gegeben sind, die Sammelpartei aufrechterhalten bleibt und in der Lage sein wird, ihre Position als Sammelpartei weiterhin zu verteidigen. Sollten die politischen Grundvoraussetzungen für die Sicherung unserer kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Existenz und Entwicklung einmal geklärt sein, dann ist es natürlich, daß auch bei uns das demokratische Spiel unter verschiedenen Parteien seinen Lauf nimmt. Dabei könnte man darauf verweisen, daß wir 1945 im Zeichen des deutschen Verbandes, also im Zusammenschluß der Südtiroler Parteien eigentlich nicht schlechte Erfahrungen gesammelt haben. Ich glaube, der Zeitpunkt wird jedoch noch in einiger Ferne sein, wo es auch möglich sein wird, bei verschiedener Wertung von Verwaltungsfragen und Fragen wirtschaftlicher und sozialer Natur in den grundsätzlich politischen Fragen eine Einigung zwischen allfälligen entstandenen Südtiroler Parteien zu schaffen.

Sie sind kürzlich als Obmannstellvertreter der SVP zurückgetreten; Sie haben Ihre Gründe in der Presse dafür angegeben und in dieser Presseerklärung haben Sie als einen der Hauptgründe die Geheimhaltung des Verhandlungsganges den Ortsobmännern gegenüber angegeben. In der von der Parteilitung veröffentlichten Klarstellung gibt dieselbe Einzelheiten bekannt, die Ihre diesbezüglichen Behauptungen widerlegen, oder ihnen zumindest widersprechen. Was sagen Sie dazu?

Ich verweise auf meine Pressemitteilung und möchte nur anregen, daß man die Mitteilung, die von der Parteilitung herausgegeben worden ist, mit meiner Mitteilung vergleicht. Das Ergebnis wird dann sein, daß auf die wesentlichen Punkte meiner Begründung für den Rücktritt eigentlich nicht geantwortet worden ist. Schließlich zeigt die letzte Entwicklung auch, daß das Argument, das ins Feld geführt wird, es wären die Ortsobmänner eingehend informiert worden, schon deshalb nicht stimmt, weil man jetzt — ich zitiere den „Volksboten“, der bis vor kurzem einen Verhandlungsabschluß innerhalb weniger Wochen zustimmte, in der letzten Nummer aber erklären muß und erklärt, daß es noch reichlicher Prüfung bedarf und daß nun oben, wie schon oben gesagt, das ganze Paket zusammengefaßt zur Wertung und Beurteilung den Ortsobmännern unterbreiten wird.

Sind Sie vielleicht in letzter Zeit deswegen nicht zu den Besprechungen hinzugezogen worden, weil Sie Ihre eigene Meinung über die Verhandlungsführung haben?

Ich muß nochmals auf die Sitzung von Zirl am 21. Juli 1966 hinweisen und glaube, daß man mit einer gewissen Absicht von einer Einladung zu dieser Besprechung Abstand nahm, weil man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen durfte, daß der Fahrplan, die File, nicht so hätte durchgepeitscht werden können, wie dies dann der Fall gewesen ist.

Man wirft Ihnen vor, daß Sie durch Ihren Rücktritt der Partei die Verhandlungen erschwert haben.

Ich glaube, daß dieser Vorwurf nicht gerechtfertigt ist, und ersehe schon aus der Antwort des Ministerpräsidenten Moro, auch im Zusammenhang mit dem Vetorecht, mit dem scheinbaren Verzicht auf dieses extrem formulierte Vetorecht und anderen, einen Beweis dafür, daß durch meinen Rücktritt die Verhandlungsposition in keiner Weise geschwächt wurde.

Meinen Sie, daß Ihre Anhänger unter der Bevölkerung Ihren Rücktritt billigen? Es gibt nämlich in der Öffentlichkeit Stimmen, die behaupten, Sie verlegten sich auf diese Taktik, wenn Sie auf anderem Wege nichts erreichten.

Dies wurde — das ist mir bekannt — verschiedentlich gesagt. Ich darf nur darauf verweisen, daß ich 1955 als Regionalassessor nach einstimmiger Billigung meines Rücktrittes durch den Partiausschuß wegen einer eminent wichtigen Frage zurückgetreten bin. Und die spätere Entwicklung hat — und dies wird heute von allen Seiten zugegeben und muß zugegeben werden — meinen damaligen Schritt als berechtigt gezeigt; denn was damals unmöglich schien, hat man uns später dann ohne Schwierigkeiten geben müssen. Und dies ist jetzt der zweite Rücktritt. Wenn man daraus argumentieren will, daß ich weiß Gott wie rücktrittsfreundlich bin, dann scheint mir, daß dieses Argument nicht stimmt. Es geht aber letzten Endes darum, ob man dem Vertrauen, das man berechtigterweise haben soll und kann, die eigene Verantwort-

tung unterordnen muß. Ich kann diesen Standpunkt nicht teilen. Und vor einer so entscheidend wichtigen Frage kann man nur dann eine Aufgabe erfüllen, die einem als Obmannschlichter vom Vertrauen der Ortsobmänner übertragen wurde, wenn man auch in der Vorphase bei den Entscheidungen mitreden kann, und irgendwie planend mittätig sein kann; dies war nicht der Fall, und dies allein scheint mir Grund genug für diesen meinen Schritt. Es bedurfte nur mehr des Anlasses: Die Ursache lag schon längere Zeit zurück und ist aus den Gründen gegeben, die ich bei der Beantwortung verschiedener Fragen schon ausgesprochen habe.

Sie haben damals durch Ihren Rücktritt praktisch die Phase der Los-von-Frient-Bewegung eingeleitet; hoffen Sie diesmal vielleicht einen ähnlichen Erfolg in den Verhandlungen erzielen zu können?

Mir geht es mit meinem Rücktritt in erster Linie darum -- und ich glaube, daß auf diesem Weg schon etwas erreicht worden ist -- zu erreichen, daß die notwendige Zeit eingeräumt wird -- und ich wiederhole nochmals: wir sind unter keinem echten Zeitdruck -- daß die notwendige Zeit eingeräumt wird, um die Ortsobmänner, die auf der Landesversammlung die Last der Verantwortung tragen, von der Tragweite der Entscheidung in Kenntnis zu setzen, und daß darüber hinaus die Südtiroler Öffentlichkeit ebenfalls die Möglichkeit hat, von der Tragweite der Entscheidung, vom Inhalt des Paketes und von der Frage der Verankerung in Kenntnis gesetzt zu werden.

Zu einem anderen Punkt: Nach welchem Schema und nach welcher Methode versuchen die Südtiroler Parlamentarier in Rom unsere Forderungen durchzusetzen?

Ich glaube, schon die Entwicklung seit 1948 hat gezeigt, daß im Wege von Gesetzgebung, also durch Einbringen von Gesetzesentwürfen, wenig oder nichts erreicht wird. Bisher sind das jedenfalls unsere Erfahrungen, und wer bescheid weiß und von der schwerfälligen Abwicklung der gesetzgebenden Tätigkeit und von dem Handicap des Zweikammersystems Kenntnis hat und unsere zahlenmäßige Schwäche in Betracht zieht -- unter 630 Abgeordneten 3 Südtiroler, unter 320 Senatoren 2 Südtiroler --, der wird diesen Standpunkt bestätigen. Unsere Aufgabe scheint mir in erster Linie wohl darin zu liegen, bei den italienischen Kollegen soviel als möglich für unsere Sache zu werben, in den Kommissionen mitzuarbeiten und zudem, wie sich das gehört, auch Einzelfragen bei den zuständigen Ministerien und anderswo zu betreiben. Mir scheint es von besonderer Wichtigkeit zu sein, daß man in Rom den Eindruck erhält, daß es uns mit den Forderungen, die wir stellen, ernst ist, und daß wir von dem, was wir sagen, auch überzeugt sind. Denn auf diplomatischer Ebene -- soviel Einsicht müssen wir haben -- ziehen wir den kürzeren; wohl aber ist die Glaubwürdigkeit eine gerade in unserer Situation sehr wichtige Eigenschaft.

Welche Erfahrungen, Herr Abgeordneter, haben Sie in dieser Beziehung gemacht bezüglich der Einstellung der italienischen Politiker unseren Problemen gegenüber, und wer zeigt hier am ehesten Verständnis und Entgegenkommen?

Ich muß hier leider zu Beginn eine allgemeine Feststellung machen, nämlich: daß die Zahl der italienischen Parlamentarier, die mit unserer Frage vertraut sind, leider sehr gering ist. Wohl darf festgestellt werden, daß sie im großen und ganzen jetzt auf Grund der jahrelangen Entwicklung irgendwie mit der Problematik vertraut sind; jedoch die Frage als solche in ihren Einzelheiten ist weitgehend unbekannt. Auf Grund meiner Erfahrungen glaube ich feststellen zu können, daß in jenen Kreisen, die die Frage kennen, und durchgehend fast durch alle Parteien, ein gewisses Verständnis für die Südtirolfrage besteht. Und mir scheint deshalb, daß es für uns wichtig ist, auch den Eindruck zu erwecken, daß die Frage eine echte Lösung auch im europäischen Sinne finden muß, und daß wir deshalb -- gerade auch unseren Freunden gegenüber, die wir haben und die die Sachlage durchschauen -- nicht richtig handeln würden, wenn wir uns voreilig mit Kompromissen à la Autonomiestatut von 1948 abfinden würden.

Ist dieses Verständnis von Seiten der italienischen Politiker heute eher gegeben als in früheren Jahren?

Ich möchte hier ein Beispiel bringen. Noch 1961 war es möglich -- und ich muß es mit Bedauern feststellen --, daß von der DC angeregt, der Versuch unternommen wurde, das Staatsbürgerschaftsgesetz in dem Sinn abzuändern, daß man im Verwaltungswege den Optanten die Staatsbürgerschaft hätte wieder aberkennen können. Tatsache ist, ich glaube hier in keiner Weise unrealistisch zu reden, daß ein solcher Gesetzesentwurf in der gegenwärtigen Situation und auch für die Zukunft nicht -- dies darf ich noch ohne weiteres vorausschicken -- tragbar wäre.

Vor einigen Jahren befaßte sich der politische Ausschuß des Europarates auch mit der Südtirolfrage. Haben sich in der Tätigkeit dieses Ausschusses Perspektiven ergeben, die zur Lösung unseres Problems auf europäischer Ebene beitragen könnten? Und sehen Sie noch andere Möglichkeiten auf europäischer Ebene?

Dieser Unterausschuß unter dem Vorsitz des belgischen Sentspräsidenten Struye hat besonders im Zusammenhang mit der Neunzehner-Kommission gute Anregungen gegeben. Ich möchte nur darauf verweisen, daß man schon damals beim Gang zu den Vereinten Nationen auch ohne weiteres damit einverstanden gewesen wäre, daß von den Vereinten Nationen im Wege der Entschleßung zur weiteren Behandlung der

Europarat beauftragt würde. Dadurch läme unsere Frage, die eine europäische Frage ist -- aber immer über die Vereinten Nationen -- in das richtige Gremium, und es wäre dann der Tatsache, daß es sich um eine politische Frage handelt, Rechnung getragen. Hiefür wäre es aber notwendig, daß Italien gewisse Voraussetzungen schafft, z. B. was die Zustimmung Italiens zur Streitbeilegung betrifft. Dieses Thema kann aber in dieser Presseunterredung nicht ausführlich behandelt werden, weil es zu kompliziert ist. Ich wiederhole abschließend die Feststellung, daß Oesterreich, und nicht wir, für eine wirksame internationale Verankerung zuständig, also verantwortlich ist.

Was sagen Sie zur Haltung Deutschlands in dieser Frage?

Man kann sich natürlich von Deutschland keinerlei große offizielle Maßnahmen erwarten. Es dürfte aber doch in Deutschland verständlich sein, daß die Regelung der Südtiroler Frage auch ein echtes Interesse der Bundesrepublik ist. Ich verweise in diesem Zusammenhang nur darauf, daß es von den extremistischen italienischen Parteien der Linken als ein gutes Argument verwendet werden kann, die Bundesrepublik im Zeichen des Neofaschismus und des Pangermanismus anzugreifen, natürlich nur in der erklärten Absicht, gegen einen NATO-Partner Stimmung zu machen. Deshalb wäre es sehr zu wünschen, daß auch von der Bundesrepublik die möglichen Initiativen -- sie müssen nicht offizieller Natur sein -- die notwendigen Einwirkungen auf das Verhalten Italiens, geübt werden. Sehr wichtig scheint mir in diesem Zusammenhang auch die Haltung der bundesdeutschen Öffentlichkeit zu sein und von einer positiven Stellungnahme der deutschen Öffentlichkeit, glaube ich, dürfte man sich hinsichtlich einer größeren Bereitschaft Italiens, unsere Frage zu klären, einiges erwarten.

Herr Abgeordneter, dürfen wir Sie nun noch über einige lokalpolitische Fragen um Auskunft bitten?

In der Augustnummer des Skolasten haben wir ein schriftliches Interview mit Dr. Toni Ebner veröffentlicht; wünschen Sie dazu Stellung zu nehmen?

Ich möchte dazu nicht Stellung nehmen.

Seit einigen Jahren bestehen in Südtirol neben der SVP zwei weitere deutsche Parteien, die durch Loslösung von der SVP entstanden sind. Inwieweit unterscheiden sich die Programme und Zielsetzungen: einerseits der THP und andererseits der SFP von der Volkspartei, bzw. der beiden untereinander?

Ob die THP, die als Abspaltung nach rechts anzusehen ist, nach dem Plakatkrieg der letzten Zeit, nach den Auseinandersetzungen um die Obmannschaft noch den Namen Partei verdient, möchte ich sehr in Zweifel stellen. Es genügt lediglich die Tatsache, daß der damals groß angekündigte Eintritt des Herrn Altensators Dr. Raffener, des damaligen Chefs der THP, in den Regionalausschuß inzwischen praktisch sang- und klanglos untergegangen ist. Also die Erwartungen, die man sich aus seiner Tätigkeit in der Regionalregierung von der anderen Seite gestellt hat, haben sich in keiner Weise erfüllt. Er ist also nicht durch seinen Eintritt in die Regionalregierung, wie damals die Südtiroler Wirtschaftszeitung geschrieben hat, zu einem Stachel im Fleisch der SVP geworden.

Die wichtigen und einflussreichen Persönlichkeiten, die seinerzeit die THP gefördert haben, haben inzwischen ihre Tätigkeit klugerweise eingestellt. Was die Abspaltung nach links betrifft, so muß ich schon in aller Klarheit feststellen, daß der damalige Ausschluß des ehemaligen SVP-Landtagsabgeordneten Dr. Egmont Jenny in keiner Weise mit ideologischen Gründen und Motiven zu tun hat. Es war eine Frage der elementaren Einhaltung der Partei- und Fraktionsdisziplin; auch eine Sammelpartei kann es sich nicht leisten, daß man diese elementaren Spielregeln dauernd mißachtet. Was die weitere Entwicklung betrifft, glaube ich, daß die Südtiroler in ihrer übergroßen Mehrheit es für notwendig erachten, weiterhin in einer Sammelpartei vertreten zu sein, und daß es dann aber von dieser Sammelpartei abhängt, so zu handeln, und ihre politische Grundausrichtung und ihr Verhältnis in den Gremien so zu gestalten, daß jeder Südtiroler sich in der Sammelpartei wohlfühlen kann, wie ich schon betont habe.

Stimmen Sie also der Ansicht Dr. Jennys zu, der meint, man könnte gut Christentum und Sozialismus zusammenbringen?

Ich habe in keiner Weise auf diese Frage Bezug genommen, mir scheint aber, daß eine solche Feststellung aus dem Munde des Abgeordneten Dr. Jenny überhaupt nicht zu recht bestehen kann, solange er -- ich beziehe mich hier auf sein Interview mit dem „Fahrenden Skolasten“ -- solange er sogar die SPD wegen ihres Wechsels im Zeichen des Codesberger Programmes, wegen ihres Abgehens von der streng marxistischen Linie kritisiert hat.

Sie glauben also, daß eine Linie wie der Austromarxismus sich auch mit einer Sammelpartei in Südtirol nicht mehr vertreten könnte? Daß die schon zu sehr ideologisch gefärbt wäre?

Diese Frage steht nicht zur Debatte; ich habe ausdrücklich erklärt, daß wir extremistischen Einstellungen in der Sammelpartei nicht Raum geben können. Man kann doch nicht den österreichischen Sozialismus als einen extremen Sozialismus in diesem Sinne bezeichnen.

Wie beurteilen Sie die Aussichten der SFP? Werden die sich verlaufen wie die THP?

Ich glaube, wenn man das Bestehen einer Partei oder den Erfolg einer Partei darin sieht, daß sie bei Landtagswahlen

nach ein oder zwei Mandate erringt, dann könnte ich rechnen, daß ein solches Sich-Behaupten der SFP möglich ist. Ich glaube aber nicht, daß mit einer größeren Zunahme der SFP zu rechnen ist. Im Gegenteil!

Wie hoch schätzen Sie die Mitgliederzahl der SFP?

Ich habe hier keinerlei klare Anhaltspunkte, kann aber feststellen, auch auf Grund der letzten Entwicklung, daß der kleine Kreis der Führungsschicht, wenn man sie so nennen will, eher rückläufig ist.

Nun eine andere Frage, die vom Parteipolitischen in etwa geföhrt: Was sagen Sie zum Pressewesen in Südtirol?

Wir haben bekanntlich in Südtirol nur eine einzige Tageszeitung, die „Dolomiten“. Es wäre deshalb, gerade weil es die einzige Tageszeitung ist, sehr zu wünschen, daß sich die „Dolomiten“, dieser ihrer Aufgabe mehr als in der Vergangenheit bewußt wird.

Die Partei legt höchsten Wert darauf, daß die Massenmedien Rundfunk und Fernsehen nicht zu politischen Zwecken mißbraucht werden, sondern daß wir die Programmgestaltung soweit in die Hand bekommen, um die Bevölkerung objektiv informieren und bilden zu können. Welche Forderungen stellt die Partei auf diesem Sektor?

Schon vor über einem Jahr, also vor der Errichtung des sogenannten „deutschen“ Versuchsfernsehens, hat die Partei und die Südtiroler Landesregierung, letztere einhellig, also auch mit den Stimmen der italienischen Mitglieder klar den Standpunkt vertreten, daß es bei uns notwendig wird, begreiflicherweise notwendig wird, und im heutigen Europa selbstverständlich sein müßte, daß uns der Empfang des ausländischen Fernsehens eingeräumt wird. Diese berechnete Forderung hat bisher noch keinerlei Erfüllung gefunden, man hat sogar den Eindruck, daß man, um dieser Forderung vorzubeugen, das sogenannte deutsche Versuchsfernsehen eingeföhrt hat. Mit diesem deutschen Fernsehen in Südtirol können wir nicht — auch wenn es weiter ausgebaut werden sollte — das Auslangen finden, weil unsere kulturellen Möglichkeiten viel zu gering sind. Mir scheint, daß hier vielleicht etwas in letzter Zeit zurückgestockt worden ist, ich möchte aber weiterhin absolut darauf bestehen und hoffen, daß sich die Partei ganz klar in diesem Sinne ausspricht und daß man hierin auch im Zusammenhang mit dem allfälligen Abschluß der Verhandlungen klare Voraussetzungen vorher schaffen kann. Ich möchte also, daß man unbedingt auf der Forderung nach dem Empfang des ausländischen Fernsehens — ganz unabhängig davon, ob und inwieweit das deutsche Versuchsfernsehen weiter ausgebaut wird — besteht.

Herr Abgeordneter, Sie haben eine Zeit lang, vor Jahren, in italienischer Sprache die Zeitung „Realtà Südtirolese“ herausgebracht. Welche Motive haben Sie dazu veranlaßt und warum haben Sie sie wieder aufgelassen?

Mir kommt vor, daß es für uns sehr wichtig ist, auch in bescheidener Form, wie es die „Realtà Südtirolese“ war, den Versuch zu schaffen, unseren italienischen Mitbürgern die Möglichkeit zu bieten, unseren Standpunkt kennenzulernen. Dies umso mehr, da sie bedauerlicherweise nur einseitig und verzerrt von der italienischen Tageszeitung „Alto Adige“ infor-

miert werden und sich nicht nur kein klares Bild machen, sondern im Gegenteil die Dinge in falscher Darstellung kriegen. Mir schien es deshalb für zweckmäßig und für notwendig, auch in dieser bescheidenen Weise mit dieser zweimal im Monat erscheinenden Zeitschrift eine Lücke auszufüllen. Ich habe damals im September 1960 diesen Versuch unternommen, mußte ihn dann aber im Juli 1961 aus verschiedenen Gründen, in erster Linie aus Gründen finanzieller Natur, einstellen. Ich wäre froh, wenn das notwendige Verständnis auch in der Partei erweckt werden könnte, daß wir nur gut daran tun, und daß es notwendig ist, ein solches Organ, wie gesagt, auch wenn es nur zweimal im Monat erscheint, herauszubringen, nicht nur für die aufgeschlossenen, politisch interessierten Teile der italienischsprachigen Bevölkerung, sondern auch und vor allem für die Information der Presse und auch für die gewählten Vertreter in Rom und in den Regionen.

Sie haben nachher die Südtiroler Nachrichten mitbegründet. Können Sie uns Auskunft geben über Auflage, Leserkreis (Inland, Ausland), über das Hauptziel?

Ich war einer der Mitbegründer der Südtiroler Nachrichten und habe nach dem Tode unseres verdienten Landtagsabgeordneten Ing. Plaikner die Herausgeberschaft an seiner Stelle übernommen. Die Südtiroler Nachrichten sind, was nicht vergessen werden darf, zu einem Zeitpunkt entstanden, aus einer Idee heraus geboren worden, als wir vor den Parlamentswahlen 1963 praktisch über keinerlei Presseorgan verfügten, in welchem man einen der Partei nächstehenden Standpunkt klar vertreten konnte. Die Dinge haben sich später dann gebessert. Immerhin scheint es mir wichtig zu sein, daß die Südtiroler Nachrichten als ein parteinahes und nicht parteioffizielles Organ weiter besteht, neben dem Unterrichten unserer Südtiroler Öffentlichkeit auch als Verbindungsglied mit dem deutschsprachigen Ausland. Die Auflagezahl beläuft sich auf 5000 und es wäre nur zu wünschen und zu hoffen, daß es uns gelingt, sie zu vergrößern. Ich glaube, wir dürfen schon sagen, daß der Leserkreis der Südtiroler Nachrichten als qualifiziert anzusehen ist, daß also die politisch interessierten Kreise den Südtiroler Nachrichten eine gewisse Bedeutung beimessen, ganz gleichgültig, ob sie den dort vertretenen Standpunkt billigen oder nicht.

Haben Sie die Absicht, Ihre Zeitung zu einer Wochenzeitung zu erweitern und haben Sie besondere Pläne bezüglich der inhaltlichen Gestaltung?

Das heute allgemein feststellbare Zeitungssterben beweist, daß es sehr, sehr schwierig ist, eine Zeitung überhaupt zu halten, zudem in einem kleinen Raum wie Südtirol es ist, und noch schwieriger ist es aus rein finanziellen Gründen, eine Zeitung weiter auszubauen. Theoretisch besteht die Möglichkeit, die Südtiroler Nachrichten auch zu einer Wochenzeitung zu machen. Natürlich braucht es bestimmte Voraussetzungen: In erster Linie müßte eine wesentliche Steigerung der Abnehmerzahl erfolgen. Dazu kommt — es geht damit Hand in Hand — die notwendige Beteiligung am Inseratenmarkt.

Herr Abgeordneter, wir danken Ihnen für das Interview!

Die internationale Monatsschrift „analyse“ veröffentlichte im Oktober 1966 ein Interview mit Kardinal König, dem Präsidenten des Sekretariates für die Nichtgläubigen. Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion der genannten Zeitschrift bringen wir hier einen Abschnitt dieses Gespraches. Wir glauben hiermit einen wichtigen Beitrag zu der Diskussion zu liefern, die in letzter Zeit bei uns sich entzündet hat.

analyse:

Die Kirche, oder sagen wir besser die Katholiken, sind in letzter Zeit einer etwas stärkeren Kritik ausgesetzt, weniger in Oesterreich, aber anderswo. Finden Sie eine solche Kritik als dem Ansehen der Kirche schädlich?

Kardinal König:

Nein. Ich glaube, daß es gut ist, wenn man alles, was angreifbar ist, auch wirklich angreift und kritisiert. Die Kirche soll nicht geschont werden.

Wir wollen keine Ausnahmestellung.

Die Chance der Kirche liegt in der Freiheit.

Diese Freiheit ist aber nicht nur eine Freiheit für sie selbst, sondern auch für alle anderen.

Ich glaube, daß es sehr gut ist, daß die Kirche heute in Oesterreich nicht offiziell protegiert wird, von keiner Regierung, von keiner Partei und von keiner Klasse. So wie die Kirche frei ist, so ist auch der einzelne Katholik frei in seiner politischen Entscheidung. Diese Verantwortung, auch die politische

„analyse“ hat uns zuvorkommenderweise das Klischee zur Verfügung gestellt.



Kard. König im Gespräch mit Arbeitern

Verantwortung des Katholiken, hat die Kirche immer betont. Die Kirche bemüht sich, über der Tagespolitik der Parteien zu stehen. Die politische Entscheidung im konkreten Sinn ist nicht Sache der kirchlichen Hierarchie, wohl aber Sache des einzelnen Katholiken.

WER ES FASSEN KANN, DER FASSE ES!

(Interpretation zu Matthäus 19, 3—12. — Quelle: Novum Testamentum in Graeco et Latine: Eberhard Nestle, 22. Auflage, Stuttgart, 1864.)

Und es trafen Pharisäer zu ihm heron, um ihn zu versuchen, und sprachen: „Ist es erlaubt, seine Frau aus jeder Ursache zu entlassen?“ Er aber antwortete: „Habt ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer von Anfang die beiden als Mann und Weib geschaffen und gesagt hat: „Desnach wird der Mensch der Vater und die Mutter verlassen und er wird seinem Weibe anhängen und die zwei werden zu einem einzigen Fleische sein?“ Deshalb sind sie nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott verknüpft hat, soll der Mensch nicht trennen.“ Jene sagten zu ihm: „Warum hat denn Moses angeordnet, der Frau einen Scheidebrief zu überreichen, und sie zu entlassen?“ Er antwortete ihnen: „Wegen eurer Herzeshärte hat euch Moses erlaubt, eure Frauen zu entlassen; von Anfang war es nicht so. Ich sage euch aber: wer sein Weib entläßt, es sei denn bei Unzucht, und eine andere heiratet, der bricht die Ehe; und wer eine Entlassene heiratet, der bricht die Ehe.“ Die Jünger sprachen zu ihm: „Wenn die Sache des Menschen mit dem Weibe so steht, dann ist es nicht schicklich zu heiraten.“ Er aber entgegnete ihnen: „Nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur die, denen es gegeben ist. Es gibt nämlich Eunuchen, die vom Mutterleibe an so gestaltet sind, und es gibt Frauen, die von den Menschen zu Eunuchen gemacht worden sind, und es gibt Eunuchen, die sich selbst zu Eunuchen gemacht haben wegen des Himmelreiches. Wer das zu fassen vermag, der fasse es.“

Jesus weist darauf hin, daß Mann und Weib von der Schöpfung her zueinander gehören, daß sie erst in der Verbindung ein Fleisch und ganz sind. Nur Herzeshärte habe Moses zur Verordnung des Scheidebriefes veranlaßt. Die Jünger sehen die gelegentliche Notlage in den Ehen, werden voller Bedenken und meinen, es sei dann wohl das Beste, überhaupt nicht zu heiraten. Jesus erwidert: „dieses Wort“, eine solche Idee, einen solchen Vorschlag vermöchten nicht alle zu fassen, „sondern nur die, denen es gegeben ist“. Diejenigen, denen es „gegeben ist“, das Wort vom schicklichen Vermeiden des Heiratens zu „fassen“, sind aber die Eunuchen (Verschnittene, Zeugungsunfähige), wird doch als ἑὸς ὄντος (denn es gegeben ist) erklärend fortgeführt durch das folgende τίς γάρ (es gibt nämlich). Es gibt drei Arten von Eunuchen, die den Vorschlag, nicht zu heiraten, fassen und begrüßen werden — und es ist eine bitterscharfe und

bissige Antwort Jesu an die Jünger, da sie die Schicklichkeit der Ehe in Frage stellen: die Eunuchen nur werden dieses Wort fassen, solche, die es vom Mutterleibe an, oder durch fremden, oder durch eigenen Eingriff sind. Daß manche sogar wegen des Himmelreiches εὐνοχίζονταί (die Vulgata übersetzt wohl richtig: „qui seipso castraverunt“), kommt Jesus so widersinnig und abscheulich vor, daß dafür nur das ärztliche und spöttische Wort τίς γάρ hat: „Wer das zu fassen vermag, der fasse es!“

Es überrascht, wie sinnverdrehend dieser Passus ins Deutsche übersetzt wurde:

Er antwortete ihnen: „Nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur jene, denen es gegeben ist. Denn es gibt Ehelose, die vom Mutterleib so geboren sind, und es gibt Ehelose, die von Menschen ehrentauglich gemacht wurden; und es gibt Ehelose, die um des Himmelreiches willen sich der Ehe enthalten. Wer es fassen kann, der fasse es!“ (Die Bibel Nach den Grundtexten übersetzt und herausgegeben von Prof. Dr. Vinzenz Hamp, Prof. Dr. Meinrad Stenzel und Prof. Dr. Josef Kürzinger, Paul Patatloch Verlag, 18. Auflage 1966, Aschaffenburg.) — „Um des Himmelreiches willen sich der Ehe enthalten“, so wird dort übersetzt, wo im Urtext steht: „Καὶ οἱ οὐνοὶ οὖτοι εὐνοχίζοντες διὰ τὴν βασιλείαν τῶν οὐρανῶν“, und wo die Vulgata übersetzt hat: „et sunt eunuchi, qui seipso castraverunt propter regnum coelorum.“ Eunuchen sind es in allen drei Fällen, wo Jesus das Ablehnen der Ehe faßbar findet. Auf welche Schriftstelle aber stützt sich der sogenannte „evangelische Rat“, um des Himmelreiches willen der Ehe zu entsagen, die Jesus selbst als das Schöpfungswerk seines Vaters von Anbeginn her betont? Es gibt in der Tat eine solche Stelle nicht. Das Religionsbuch „Katholischer Katechismus der Bischöfe Deutschlands“ (Herder Verlag, Freiburg) beruft sich denn auch bei der Erläuterung der „evangelischen Räte“ auf die Matthäusevangelien 19, 12, die es so wiedergibt: „Es gibt Ehelose, die der Ehe entsagt haben um des Himmelreiches willen. Wer es fassen kann, der fasse es.“ Dazu erklärt der Katechismus: „Er (Jesus) hat die seliggesprochen, die um des Reiches Gottes willen auf die Ehe verzichten.“ Es braucht gewiß tüchtige Interpreten, die aus Mt 19, 12 eine Selbpreisung Jesu an solche herauslesen, die sich um des Himmelreiches willen entmannen.

(Dr. Josef Oberrauch)

In der letzten Nummer des „skolasten“ erschienen fünf Kurzinterviews über Jugendarbeit in Südtirol, die sich an fünf Persönlichkeiten wandten, von denen man annimmt, daß sie besonders kompetent sind. Es handelt sich dabei um Vertreter von Gruppen oder Gemeinschaften, die „etwas für die Jugend tun“ oder sich zumindest um die Jugend interessieren. Dabei schien mir, daß aus den Antworten der Befragten ein recht beschränktes Bild der Jugendarbeit in Südtirol zu erarbeiten ist, da manche Antworten reichlich ungenau (insbesondere Jenny) und eher zögernd (z. B. Stöger, Atz) gehalten waren. Man merkte deutlich die Sorge heraus, das „hohe Eisen“ — eine politische Jugend in Südtirol — möglichst zu umgehen. Ich möchte nun in diesem Artikel versuchen, das Problem der Jugendarbeit in Südtirol näher aufzugreifen, allerdings nicht nur unter dem Gesichtspunkt politischer Bildung.

Wer sorgt, daß „etwas geschieht“?

Es ist bekannt, wer im allgemeinen für die Jugend zu sorgen hat: vor allem die Familie und darüber die Gesellschaft (der heute eine immer größere Wichtigkeit zukommt, da sich klar zeigt, daß eine eng herztige und beschränkte Familienerziehung die Mitwirkung am Leben der Gemeinschaft erschwert und die Jugendlichen für ein verantwortliches Leben nicht vorbereiten kann). Unter Gesellschaft kann man alle die Gemeinschaften verstehen, welche sich in irgendeiner Form um Erziehung bemühen: die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen, der Staat als politische Gemeinschaft (wobei der zweite Begriff vorzuziehen ist), die verschiedenen Verbände und Gruppen, die auf das Leben des Jugendlichen Einfluß haben können. Es ist auch klar, daß die Zielsetzung dieser Einflußfaktoren nicht unbedingt übereinstimmen muß, so daß unter Umständen mit einer Pluralität oft widerschieden gerichteter Erziehungsversuche gerechnet werden muß. Wie sieht nun die Lage in Südtirol aus?

Ist das alles?

„Was geschieht in Südtirol für die Jugend?“

Vater Staat

Ich glaube, daß dem Staat in der Jugendarbeit vor allem zwei Aufgaben zuzulehen: Schulbildung und Schaffung der Voraussetzungen für weitere — freie — Jugendarbeit. Wie sieht es damit bei uns aus?

Die erste Bemerkung betrifft den „Vater Staat“, der in Südtirol aus verständlichen Gründen als fremd und außenstehend angesehen wird. Deshalb ist der Begriff weiter zu spannen („politische Gemeinschaft“), daß er auch Land und Gemeinde umfassen kann.

Über die Schule soll hier nicht näher gesprochen werden, da die Befugnisse der Südtiroler nicht weit genug reichen, um eine echte Schulreform herbeizuführen. Inwiefern sollten Lehrer und Schüler auch in Südtirol in verantwortlicher Weise an der Neuordnung des Schulwesens — nicht nur, was die Autonomie betrifft — mitwirken. Und schon in der Zwischenzeit lassen sich durch persönlichen Einsatz der Lehrkräfte viele Verbesserungen erreichen, vor allem eine echte und verantwortliche Mitwirkung der Schüler am Unterrichtsbetrieb (manche Lehrer arbeiten in dieser Richtung mit gutem Erfolg), die meistens fehlt. Dazu allerdings müßte allen klar sein, daß die Schule vor allem Bildungsstätte, nicht Wissensansammlung sein muß, und daß deshalb der Mensch im Mittelpunkt stehen muß, nicht das gelehrte Unterrichtsfach. Auf dem Gebiet der Schule jedenfalls kann in Südtirol für die Jugend „etwas geschehen“, wenn möglichst viele Lehrer darauf hinarbeiten (besonders durch Diskussionen, Lehrausflüge, persönlichen Kontakt, Schaffung einer bestimmten Atmosphäre im Unterricht, usw.).

Was dann das Land angeht, bin ich nicht sicher, daß immer genug für die Jugend geschieht, obwohl bestimmt viel getan wird (Maturantenberatung, Schülerheime, Berufsschulen usw.); vielleicht wäre es wichtig, für die Jugend mehr Voraussetzungen zu eigener Tätigkeit zu schaffen (durch Bereitstellung von Räumen, Unterstützung von Initiativen wie etwa Zeitschriften usw.), damit nicht immer alles „von oben“ kommt und erwartet wird. — Und natürlich muß größtes Gewicht auf die Förderung der Berufsausbildung gelegt werden (Kurse, Stipendien usw.).

Die Gemeinden haben vielleicht nie an die Möglichkeit gedacht, etwas für die Jugend zu unternehmen, was über den Bau von Kindergärten, Schulen usw. hinausgeht, doch ließe sich möglicherweise gerade auf diesem Gebiet eine Form finden, durch öffentliche Diskussion der Gemeindeprobleme mit Jugendlichen eine größere Beteiligung der Jugend am Leben der Gemeinschaft zu erreichen.

Mutter Kirche

Wie es also scheint, sorgt die politische Gemeinschaft in Südtirol immerhin ganz gut für die Jugend, nur leider mit dem grundlegenden Fehler, daß eben alles „von oben“ kommt. Was tut hingegen die Kirche für die Jugend?

Um diese Frage beantworten zu können, möchte ich vorher fragen, was die Kirche der Jugend geben soll und kann. Die Antwort dürfte folgendermaßen lauten: religiöse Formung (die menschliche Formung voraussetzt und mitgibt) und christliche Gemeinschaftserfahrung. Eine ehrliche Untersuchung müßte also auch auf Gefahren hinweisen, die aus der kirchlichen Jugendarbeit erwachsen können. Im allgemeinen scheinen mir die häufigsten Gefah-

ron darin zu liegen, daß die kirchliche Betreuung unter Umständen ihre Grenzen und Zuständigkeiten überschreiten könnte und glaubt, alles in ihren Bereich einschließen zu sollen (z. B. „christlicher Sport“, ...). Die Gefahr ist weniger akut, wo eine homogene Gesellschaft vorliegt und es also möglich ist, eine derartige Vereinheitlichung vorzunehmen; wo hingegen eine pluralistische Gesellschaft herrscht, müßte die Kirche jeweils überlegen, ob die kontingenten Formen ihrer Jugendarbeit mit ihrer Sendung vereinbar und durch die Lage gerechtfertigt erscheinen. — Die zweite „äußere“ Gefahr für eine kirchliche Jugendarbeit kann darin liegen, daß sie nicht genug auf eine Begegnung mit der „Welt“ vorbereitet, da sie von ihr einfach absteht (wie das in manchen Fällen auch tatsächlich vorkommt).

In Südtirol fürchte ich, daß beide Gefahren in gewissem Maß vorhanden und aktuell sind: die Folge ist, daß am Land vielfach die kirchliche Jugendarbeit eine Monopolstellung bewahrt, in der Stadt hingegen in Krise ist, weil sie nicht immer klar ihre Aufgabe erkennt und eingehalten hat. Außerdem leidet die kirchliche Jugendbetreuung in Südtirol auch an einer „inneren“ Krankheit: oft ist die eigentliche religiöse Vertiefung von anderen Erscheinungsformen übertönt (z. B. Wandern, Sport, Film ...), sodaß sich ein falsches Verständnis für das wesentliche Schwergewicht ergibt und in der Folge die Jugendlichen allzuleicht den inneren Zusammenhang nicht finden können oder eben das Hauptgewicht falsch setzen. Äußere Formen werden zu leicht als wesentlich betrachtet (bis zur unausbleiblichen Krise), und die „Begleiterscheinungen“ — die nur Sinn haben, wenn sie in Funktion auf echtes Glaubensleben stehen — werden überbewertet, solange sich nicht andere und stärkere ebensolche Begleiterscheinungen zeigen, die dann natürlich vorgezogen werden (da ja die innere Bindung zu lose ist). So passiert es, daß der Jugendliche gerne zur christlichen Tanzgruppe geht, bis ihm dann Tanz ohne Adjektiv anziehender scheint; und nur zu oft vergißt er dann auch in anderer Hinsicht auf das „Adjektiv“ (weil es eben Adjektiv war!). — Auch die Begegnung mit der „Welt“ ist vielleicht in der Jugendarbeit der Südtiroler Kirche nicht genügend angebahnt, obwohl jetzt in dieser Hinsicht große Anstrengungen unternommen werden (neue Formen der Seelsorge). „Die Freiheit wagen“ heißt wohl auch, ohne Angst in einen offenen Dialog treten.

Jedenfalls dürfte auf diesem Gebiet die Neubessnung durch das Konzil ihre Früchte immer mehr tragen. Die Bemühungen der Diözese in der Seelsorge der Hochschüler und Jungarbeiter sind Zeugnis dafür (trotz der Krise der Seelsorger für die Mittelschüler, besonders in Bozen).

Wer noch?

Außer der politischen und religiösen Gemeinschaft kümmern sich — wie die besprochenen Interviews zeigten — noch andere Gruppen um die Jugend. An sich wäre hier ein weites Feld für freie Jugendarbeit, die sich auf den verschiedensten Gebieten zeigen könnte (Politik, Kultur, Sport, Musik, Gesellschaftliches usw.). Merkwürdigerweise aber ist die Südtiroler Jugend in dieser Hinsicht oft erstaunlich wenig rege: was über Sport und Alpenverein hinausgeht, ist eigentlich recht spärlich. Erst in der letzten Zeit hört man von Jugendtheater, von Jugendzeitschriften, von anderen Äußerungen eines jugendlichen Gemeinschaftslebens.

In der Politik hat diese Interesslosigkeit besondere Folgen: die Jugend in Südtirol interessiert sich im allgemeinen recht wenig für die Geschehnisse des Landes, d. h. die Anteilnahme geht kaum über flüchtige und fast durchaus emotionale Stellungnahmen hinaus. Die politische Bildung in den Schulen versagt (durch die Schuld

der Lehrer) in vielen Fällen, wenn nicht meistens. Die politische Information wird oft diskussionslos und ziemlich passiv hingenommen, wo sie überhaupt geboten wird. Vielleicht ist das dornige Problem der Parteijugend auch dadurch nicht brennend geworden.

Auch kulturell ist das Interesse der Jugend in Südtirol ziemlich bescheiden und oft passiv.

Und noch einmal muß ich meine Feststellung wiederholen, daß durch die gesellschaftliche und politische Lage in Südtirol auch die Jugend allzu leicht in eine passive Haltung verfällt. „Jemand wird es schon machen“ — man wartet auf Initiative „von oben“ und läßt sie gewissermaßen über sich ergehen, oft auch mit ziemlich rege Beteiligung, aber doch meist in einer vorwiegend passiven Haltung. Es läßt sich für diesen Umstand keine einseitige Schuld feststellen, doch glaube ich, daß alle jene Faktoren, die das Leben in Südtirol überhaupt bestimmen, auch hier ihre Verantwortung haben.

Was kann man tun?

Kurz möchte ich noch zur politischen Bildung der Jugend Stellung nehmen, da diese Frage für Südtirol lebenswichtig ist, um nicht für immer mit mittelmäßigen oder kurzsichtigen Politikern vorlieb nehmen zu müssen. Hier wie auf kulturellem und religiösem Gebiet halte ich eine Erweiterung des Horizontes für wesentlich. Solange kein Interesse für weitgespannte Probleme geweckt wird und solange noch dazu politische Betätigung der Jugend (überhaupt wenn mit eigener Meinung) als suspekt gilt, wird die Südtiroler Jugend notwendig passiv bleiben. Also muß nicht rein politische, sondern vor allem kulturelle Arbeit geleistet werden (und hier ist reiches Betätigungsfeld für die verschiedenen Vereinigungen). Ob zu diesem Zweck eine Parteijugend geeignet ist, lasse ich dahingestellt (prinzipiell kann man natürlich nichts gegen sie einwenden, wenn die politische — notwendig einseitige — Beeinflussung nicht zu früh anfängt), jedenfalls scheint mir im Fall Südtirol der Schwerpunkt nicht darin zu liegen. Außerdem würde eine Parteijugend (wenn sie zu früh den Jugendlichen erfaßt) das Interesse wiederum einseitig polarisieren und oft mehr Horizonte versperren als öffnen. Andererseits könnte eine jugendliche Präsenz (d. h. natürlich nicht vor einem gewissen Alter, z. B. 18) in die Parteien selbst eine bestimmte Dynamik bringen.

Persönlich halte ich es nicht für günstig, daß kirchliche Vereinigungen stellvertretend die politische Bildung wahrnehmen, es sei denn, diese werde im Rahmen einer allgemein menschlichen Bildung unter Wahrung der höchsten Objektivität geboten. Trotzdem scheint mir ein profanes Forum (z. B. Vorträge und Diskussionen) vorzuziehen. Es ist aber klar, daß damit in Südtirol unter den gegebenen Verhältnissen am Land zumindest die Gefahr einer anderen und wohl einseitigeren Monopolisierung vorliegen würde. — Was der Kirche jedenfalls verbleiben müßte, ist die Vermittlung eines „ethischen Rückgrates“ auch für jedes politische Handeln.

Falsch wäre es, wenn politische Bildung als einziges oder einzig vorrangiges Anliegen gesehen würde, doch muß auch in Südtirol eine richtig verstandene „Politisierung“ (bei uns verpönte Begriff!) eintreten, um eine Demokratie richtig leben und ausarten zu können. Und wenn diese „Politisierung“ (d. h. Teilnahme an den Angelegenheiten der öffentlichen Gemeinschaft) auf kulturell-menschlicher Grundlage erfolgt, wird auch eine qualifizierte Blickrichtung gesichert. Darum geht es ja nicht nur in Südtirol, sondern überall in der Politik (wenn sie nicht so kulturell armselige Niveaus erreichen soll wie etwa der Großteil der Parteipolitik in Italien und Oesterreich und natürlich Südtirol).

Und schließlich müßte die Schule oder noch besser die Jugend selbst dafür sorgen, daß Jugendfragen auch in Südtirol

aufgegriffen und behandelt werden. Erziehung zur Auseinandersetzung und Begegnung ist heute überaus wichtig.

Zwei Gradfehler

Abschließend möchte ich auf zwei grundlegende Fehler hinweisen, die ich der Jugendarbeit in Südtirol vorzuwerfen finde.

Der erste Vorwurf ist mehr allgemeiner Art (nicht nur für Südtirol) und leuchtet schon mehrmals durch: Jugendarbeit muß immer mehr darauf hinzielen, zur bewußten Teilnahme zu erziehen. Darum muß sie möglichst viel Eigenverantwortung übertragen, so schwer das in Südtirol fallen mag, wenn man etwa einwirft, dies sei wegen der herrschenden Unreife (aber woher kommt sie?) unmöglich oder es sei zu gefährlich, weil man nicht wisse, was herauskommt (siehe „skolast“, Studentenbühne usw.).

Der zweite Vorwurf ist spezifisch auf Südtirol anzuwenden und könnte auch diesem Artikel gegenüber erhoben werden: die Jugendarbeit in Südtirol ignoriert im allgemeinen die Tatsache der Existenz mehrerer Volksgruppen. Mir scheint es aber untragbar, daß auf einem so lebenswichtigen Gebiet wie der Jugendbetreuung vergessen wird, daß diese jungen Menschen lernen müssen, miteinander zu leben und zu verkehren, einander zu verstehen und zusammen zu arbeiten. Wenn Jugendarbeit die menschliche Formung zum Ziel hat, dann muß sie doch auch darauf vorbereiten, in der besonderen Lage Südtirols verantwortungsvoll zu leben und mit dem Problem fertig zu werden.

Was geschieht aber allgemein? Die Jugend beider Sprachgruppen wird in einer Weise erzogen, daß sie kaum je die Möglichkeit zu einer Begegnung mit Jugendlichen der anderen Volksgruppe hat und darauf auch gar nicht vorbereitet wird. Im Gegenteil, es wird bewußte oder unbewußte Abneigung gegen „die anderen“ erzeugt (dazu gibt es hundert Möglichkeiten, vom Geschichtsunterricht bis zum belläufig hingeworfenen Witz).

Es darf also nicht verwundern, daß die möglichen Reaktionen bei einer „zufälligen“ (und trotz aller Hindernisse gelungenen) Begegnung zwischen Jugendlichen beider Volksgruppen nicht immer positiv sind und nicht immer das Leben in Südtirol erleichtern (die Folgen können bei solchen unvorbereiteten Begegnungen von hartem Streit bis zur völligen Assimilierung gehen, wie die Erfahrung zeigt).

Es ist darum nicht einzusehen, warum Jugendarbeit in Südtirol nicht auch gerade auf diesem für unser Land wesentlichen Gebiet eine Chance wahrnehmen sollte, die zu verspielen einmal teuer zu stehen kommen könnte.

Alexander Langer (Florenz)

Adressen der Mitarbeiter dieser Nummer

- Dr. Victor Guarda, Murigasse 7, Bozen
- Alexander Langer, Heinrichstr. 31, Bozen
- Franz Lanthaler, Moos 25a
- Gerold Meraner, St. Michael-Eppan, Boznerstraße 12
- Siegfried Stuffer, Münzbankweg 9, Bozen-Gries
- Peter Tappeiner, Fabrikgasse 45, Laas
- Dr. Alois Ties, Deutschhaus, Bozen
- Pepi Zelger, Sterzing, Neustadt 162
- Kourad Rabensteiner, Peterwirt, Villanders
- Wolfgang Kapfinger, Meran, Grabmayrstr.
- Guido Sottriffer, Reziustr. 38, St. Ulrich
- Dr. Josef Oberrauch, Mittelschule Schlauers
- Heinz Abram
- Toni Auer, Mühlgasse 38, Klausen
- Otto Saurer, St. Johann 31, Prad
- Günther Posch, Höttingerstraße 26/1, Innsbruck
- Emil Stocker, Via Comandini 4, Mailand
- H. P. Hinterhuber, Hotel Rose, Bruneck

„Sie malträtieren ihre Filme, reißen sie aus den ausgefahrenen Bahnen heraus und stoßen sie vorwärts.“

Ein franz. Krücker

ABSCHIED VON PAPAS KINO

Gedanken zum Film

Man erinnere sich an die Farbensymphonie aus Gelb und Grün. Man lasse sich anfüllen von einer Welt voll satter Wiesen und in einer französischen Kleinstadt romantisch wehenden Windeln. Man genieße den anmutig-wehmütigen Realismus Agnes Vardos und betrachte das dahinplätschernde Leben in „Le Bonheur“, vielleicht sogar etwas nachdenklich. Man fühle sich als Zuschauer.

Und man ist auch nur Zuschauer. Agnes Vardo richtet sich so ein, daß sie nicht gegen diese Tatsache verstößt. Es hat auch seine Vorteile.

Es muß aber nicht so sein. Und es muß auch nicht das Beste sein.

anders formuliert „Langweilen oder mitmachen“. Entweder der Zuschauer ist mit dabei, ist „Mitakteur“, oder er zählt seine Mantelknöpfe.

Um den Inhalt anzuführen: Anita G., Jüdin, von Ostdeutschland in die Bundesrepublik geflohen, wird, wegen Diebstahls einer Jacke verurteilt, von einer dankbar ungeeigneten Bewährungshelferin umsorgt. Sie findet nirgends Kontakt und Halt, begeht wieder kleine Straftaten, zieht von Stadt zu Stadt, von Arbeit zu Arbeit. Sie wird die Geliebte eines verheirateten Ministerialrats, und schließlich eine Gammelerin. Sie stellt sich der Polizei, hilft selber, Material für ihren Prozeß zu sammeln. Bald beginnt sie jedoch wieder, leise aufzubegehren.

sich jedoch nicht. Anita G. sagt auf die hilflosen Fragen des Richters, warum sie die Jacke gestohlen, warum sie sie nicht versteckt hätte: „Es war ganz gefühlsmäßig.“ Anita weiß den Bemühungen der Bewährungshelferin nichts entgegenzusetzen. („Belebst du noch so viel wie mit mir im Gefängnis?“). Sie hat auch nichts entgegenzusetzen.

Anita G. stellt sich der Polizei. Sie will (zum wievielten Male schon?) ein neues Leben beginnen. Sie will Abschied von gestern nehmen. Doch es wird ihr nicht gelingen. Es kann ihr nicht gelingen. (Zwischentitel: „Gestern kommt morgen“.) Es muß an der Umwelt scheitern. Oder, wenn man will, am sozialen Gefüge einer Welt, die den Einzelmenschen nicht akzeptiert. Und am Ende des Films, da passiert es dem Regisseur, daß ihm ein wenig von dem einschüpft, was er will. Sozusagen Quintessenz des Films. Zwischen Aufnahmen von dem an Kalka erinnernden Ziegelbau der Strafanstalt, untermauert von Tangomusik, der letzte Zwischentitel: „Jeder ist an allem schuld, aber wenn jeder das wüßte, hätten wir das Paradies auf Erden!“

Der Blick fürs Genze

Damit setzt er sich eindeutig von der berühmten-berühmten „Nouvelle Vague“ ab. Er begnügt sich nicht mit einem genüßlichen „So ist es!“. Er macht es nicht bloß um der Sensation willen. (Man denke an „Ekel“.) Die Ungewißheit, ob nicht etwa bloß die Freude am Schock oder sogar klug gefarnete Unfähigkeit dahinterstecke, besteht bei Kluge nicht, obwohl man nach den Erfahrungen der letzten Jahre allen Grund hat, vorsichtig zu sein. (Polanski hat sich ins Thrillergeschäft abgesetzt, Truffaut präsentiert einen verunglückten Zukunftsfilm usw.)

Kluge hat, wie schon einmal angedeutet, die technischen Mittel der „Neuen Welle“ Frankreichs verarbeitet. Aber er bewahrt sich einen Blick für die Schönheiten der Welt. Sie brechen immer wieder hinein, mitten in die kalten Wände einer Zelle, und sie lassen für Sekunden die Falle vergessen. Kluge spürt dem Mensch Anita G. nach bis in seine letzten Fasern. Er folgt ihrem verstandenen Blick auf den nebelverhangenen Strom, auf die massive Sicherheit des Frachtschiffs. Er registriert die dunkle Stille einer Dachkammer in einem verlassenem Haus und die zerbrechliche Struktur von Kränen vor dem dämmernden Himmel. Kluge begnügt sich nicht, wie manche andere, mit Bruchstücken, er zensuriert die Person der Anita G. nicht nach seiner Intention. Und er gewinnt dabei. Er zeigt sie, wie sie ist. Diese Anita verliert niemals die Fähigkeit, einfach abzuschalten. Freilich nur für Sekunden. Denn zu mehr reicht es nicht. Anita kann nicht weg von ihrer Umwelt. Diese läßt sich nicht isolieren. Sie muß sich mit ihr beschäftigen. Das ist die Grenze zwischen Gaudard und Kluge. „Jeder ist an allem schuld.“

Das läßt auf die nächsten Filme Kluges hoffen.

„Abschied von gestern“ erhielt auf den Filmfestspielen von Venedig mehrere Preise und ging knapp am „Goldenen Löwen“ vorbei. In Oesterreich erhielt der Film das Prädikat „wertvoll“.

Toni Auer



„Jeder ist an allem schuld, aber wenn jeder das wüßte, hätten wir das Paradies auf Erden.“

Angriff auf den Zuschauer

Das beweist Alexander Kluge mit seinem ersten abendfüllenden Streifen „Abschied von gestern“.

Alexander Kluge, einer der Initiatoren der Selbsthilfaktion einer Gruppe junger deutscher Regisseure, Jahrgang 1932, Dr. jur. Hochschuldozent, Autor des Buches „Lebensläufe“, setzt in diesem Film Motive daraus in Kamerarbeit um. Er macht es konsequent und setzt alle Mittel ein, die ihm notwendig scheinen. Man kann nicht leugnen, daß er in seinen „jungen Jahren“ etwas von der „Neuen Welle“ Frankreichs abbekommen hat. Es läßt sich aber auch sicherlich nicht leugnen, daß er sich damit (gottseidank) nicht zufriedengegeben hat.

Er akzeptiert den Zuschauer nicht als solchen. Das stellt er gleich zu Beginn klar. Er startet seinen Angriff und läßt am Ziel keinen Zweifel: es ist der Zuschauer. Hier wird nicht eine Geschichte erzählt, die man je nach Stimmung und Belieben ernst nehmen kann oder nicht. Die Möglichkeit „ich habe mich gut unterhalten“ ist einfach nicht vorhanden. Es gilt die Devise „Alles oder nichts“ oder

Die Maus in der Falle

Der Regisseur reiht Bild an Bild. Die Kamera betrachtet aber nicht. Sie ist dabei. Anita G. scheint sie in der Manteltasche mit sich herumzutragen. Sie scheint jedem Blick nachzuspüren. Der Zuschauer selbst ist Anita G., er wird in die Rolle hineingezwungen, nur so findet er den roten Faden. Er hört genau so wie sie die ratlose, im leeren Gerichtssaal hallende Stimme des Richters von drüben her, und auch er muß bei den Antworten die Hände nebeneinander („Ganz ruhig bleiben“) auf den Tisch legen. Wenn man dem Film ein Grundthema zuschreiben will, so ist es dies: der Einzelmensch, die Maus in der Falle.

Und Kluge setzt alles dran, wenn es gilt, die Falle herauszuschälen. Er projiziert weiße Sätze auf die schwarze Leinwand („Ein Buh-tag“), läßt Anitas Gedanken laufen bis zum wieder lebendigen Mammut aus der Eiszeit („Und jetzt essen wir Bisquit, die brachte ich aus der Eiszeit mit“), und zeigt zu überlauter Tangomusik Familienfotos aus Großvaters Zeiten. Spätestens bei den Familienfotos hat es sich entschieden: Entweder man ärgert sich, oder man fühlt sich in der Falle. Man fürchtet

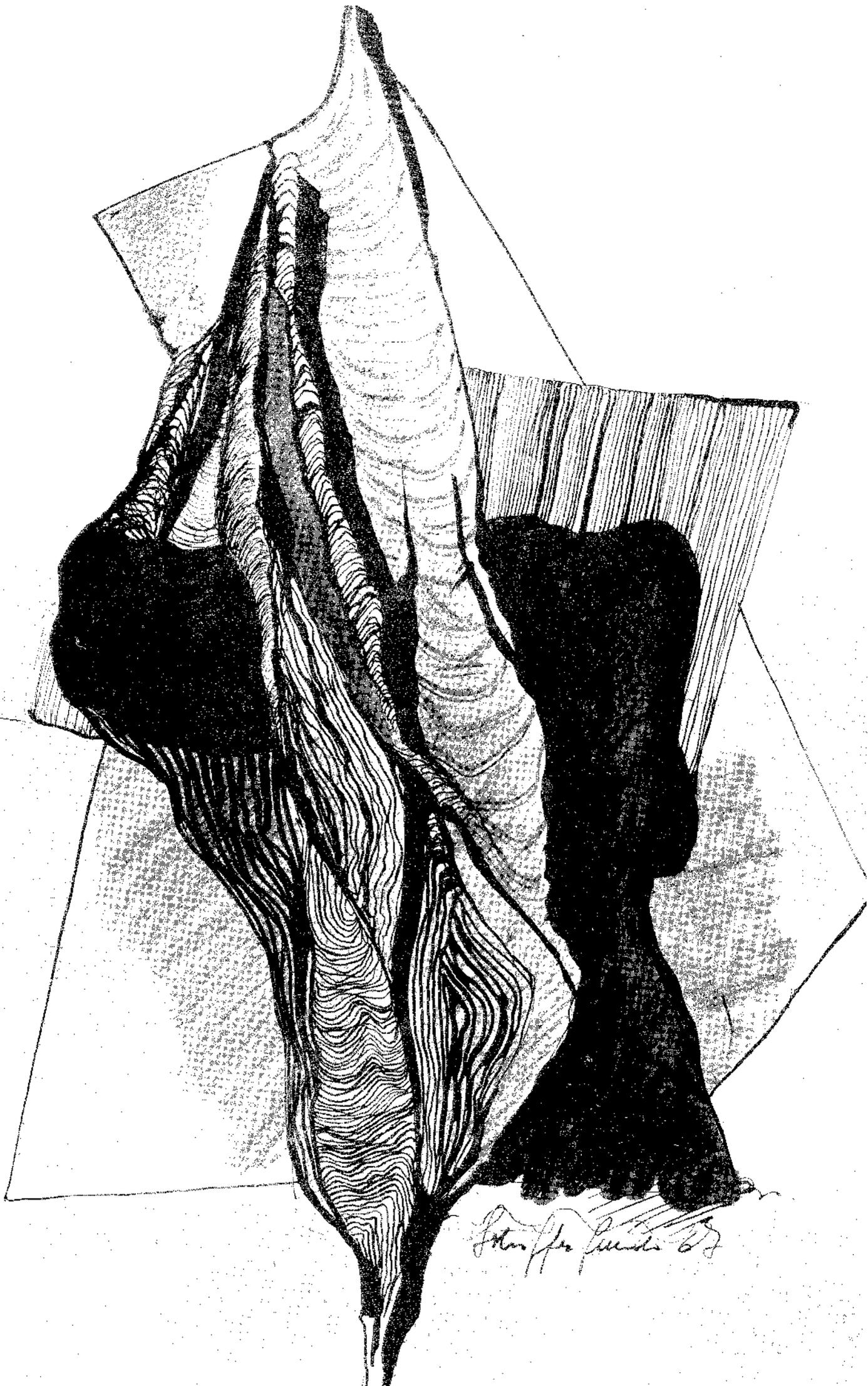
Lüneburger Heide

Das Südtiroler Kulturinstitut teilt mit, daß heuer wieder für 12 Studenten bzw. Studentinnen die Möglichkeit eines Ferienaufenthaltes in der Lüneburger Heide besteht. Die namentlichen Meldungen sollen womöglich rechtzeitig an das Kulturinstitut ergoßen.

Tagung kathol. Studenten

Das Gemenkomitee für internationale Anliegen teilt mit: Vom 1. bis 10. August 1967 findet auf Schloß Gemen in Westfalen die XX. internationale Tagung katholischer Studenten statt. Generalthema: „Was bedeutet ‚Gott‘ heute?“

Näheres in der Redaktion.



J. Müller 1863

Was ist typisch Krähwinklerisch?

Diese so einfach klingende Frage birgt ein sehr ernst zu nehmendes Problem in sich, ein Problem, das man mit einer umfangreichen Dissertation beantwortet könnte. Da ich aber nicht den geringsten Ehrgeiz verspüre, mir auf diesem Gebiet einen Doktorhut zu erwerben, beschränke ich mich — ohne mich an eine gewisse „literarische Beilage“ anlehnen zu wollen — auf das Herausgreifen einiger wichtiger Aspekte.

Der typische Krähwinkler ist in seiner Art ein Unikum, eine äußerst seltsame, wenngleich — Gott sei's geklagt — nicht eben seltene Figur, — besser gesagt: Karikatur, scheint er doch weit eher einem Witzblatt als der göttlichen Phantasie anstiegen zu sein. Er ist ein „Ritter von der traurigen Gestalt“, allerdings mehr traurige Gestalt als Ritter, denn statt mit dem Schwert der Argumente ficht er stets nur mit dem Phrasendreschleier, und auch das nur so lange, als er sich von einer Schar stiller Nicker umgeben weiß. Immerhin hat er mit Don Quichotte gemein, daß er in einer Welt lebt, die er „nicht mehr versteht“ (als ob er sie jemals verstanden hätte!), steht er doch als eine ewigkeitsumwehte Mumie, als ein erraticus Block inmitten einer sich wandelnden Umgebung. Und da er außerdem mit Vorliebe in Abfallkörben und Kloaken herum schnüffelt, ist es verständlich, daß er nur Moder und Fäulnis wittert und sich ausrechnet — dies nicht ganz zu Unrecht — daß das Ende nicht mehr allzu fern ist: das Ende seines ach so heimlichen Hinterwäldlerwinkels, jener stillen, brotverzagelten kleinen Welt, in der es so idyllisch nach Mist und Rüben riecht, in der noch Ziegen meckern, Hennen gackern und eine große Aufregung herrscht, wenn die Katze jungt.

Ja, der typische Krähwinkler haßt nichts mehr als den Fortschritt. In seinen Felddügen gegen so schreckenerregende Ungeheuer wie „Futurismus“, „Scientismus“ und „Nihilismus“ entwickelt er geradezu napoleonisches Talent. Gewappnet ist er mit Sprüchlein aller Art, die er der unerschöpflichen Vorrats- und Rumpelkammer der sogenannten Volksweisheit und des „gesunden Volksempfindens“ entlehnt. Zudem trägt er in der Tasche immer eine Art Handorakel bei sich, womit nichts anderes gemeint ist als eine gereinigte Klassiker-Auswahl. Beschwörend zitiert er daraus die Bedenken illustrierer Geister gegen den Fortschritt, mit dem einzigen Ziel, den Fortschritt überhaupt abzuschaffen oder ganz einfach als abgeschafft zu erklären. Gleichzeitig dient ihm dieses Handorakel als Baedeker für geistige Landschaften. Was er darin nicht verzeichnet und beschrieben findet, gilt ihm als nicht existent. Und sollte er infolge seiner großen Kurzsichtigkeit das Fehls haben, mit dem Kopf gegen so eine Nichtexistenz zu stoßen, und zwar so konkret, daß die Folgen davon nicht mehr wegzudiskutieren sind, dann besinnt er sich auf den einzigen Ausspruch Hegels, den er aus der Gymnasialzeit herübergerettet hat, und seufzt sein „Um so schlimmer für die Wirklichkeit!“ (denn, das Erscheinungsjahr seines „Baedeker“ in Rechnung zu ziehen: auf diesen Gedanken kommt er nicht). Wenn ihm daher etwas begegnet, was nicht, wie es sein Baedeker fordert, durch ein „unsäglich Stelenhaftes“ angetrieben wird, sondern technisch-mechanisch (wobei alles als technisch-mechanisch gilt, was er nicht durchschaut), da zückt er sofort heldenhaft seine Quichotte-Lanze (sprich: Feder) — um sich aus dem Sattel schleudern zu lassen. Doch er gibt nicht auf, denn er weiß, daß er nicht nur für sich, sondern für die gesamte Menschheit kämpft. Und wo ein anderer angesichts einer Schreckensgestalt, wie es die „exzen-

trische, maßlos verstiegene Philosophie“ ist, verzweifeln würde, hat er gleich einen handfesten Trost bei der Hand: „Daß außer der Begabung noch andere Eigenschaften zählen, so die Gesundheit.“ — Ja, gesund ist er, das muß man ihm lassen. Das kommt wohl daher, daß er sich aufs (Mittel-)maßhalten so gut versteht, wie ein Kutscher aufs Bierkrughalten, daß er sich ferner immer in der Nähe des „einfach Volkhaften“ aufgehalten hat und sich die Ueberlieferung „geistiger Gewohnheiten“ so gerichtlich angeeignet hat wie das Händewaschen und Zähneputzen. Auch seine Kost wird nach dem Gesichtspunkt der Gesundheit ausgesucht, die materielle genauso wie die geistige. Dichter z. B. sind ihm nur jene und alle jene benedieten Menschen, in deren Nähe es einem so kuhwarm ums Herz wird, jene hemdärmlichen Phrasendrescher und weisheitsstriefenden „O-Mensch-Prediger“, die den Großen der Geistesgeschichte eine ebenso unerbetene wie anmaßende Gefolgschaft leisten und sich einbilden, mit ihnen auf du und du zu stehen, während sie doch in Wirklichkeit mit ihnen ewig auf Kriegsfuß leben. Alle anderen Dichter sind entweder unbekannt oder sie gehören zu jener verdorbenen Rotte, die man, wenn man ein zweiter Dante wäre, in den tiefsten Hüllentrichter stecken würde. Selbst Goethe, den die Krähwinkler gern als „unseren Goethe“ zitieren, mußte zuerst ins Purgatorio (man denke an die Sturm- und Drang-Zeit!), aus dem er dann entmannt und kläglich zurechtgestutzt wieder herauskam. Seitdem spuckt er brav nur jene Zitate, die in den Krähwinklerkram passen (Motto: do it yourself. Zu deutsch: mach dir deinen Goethe selbst), so daß, wenn Goethe ins Leben zurückkehren könnte, er beim Erwachen wohl ebenso baß erstaunt wäre wie Gulliver, als er — gefesselt und geknobbelt — im Land der Lilput seine Augen wieder aufschlug.

Was ein echter Krähwinkler ist, der leidet an einem permanenten Heimweh. Aus der „finsternen Gegenwart“ schleichen sich seine Gedanken im Krebsgang den Pfad der Geschichte zurück, bis sie zwischen grasbewachsenen Trümmern ihr Atlantis erstehen sehen, das freilich in Wirklichkeit nichts anderes ist als eine Fata Morgana, das hypostasierte Krähwinklertum. Er sticht sich geradezu aus dem Heute davon, um in der dunklen Höhle des Gestern seine Trübsal zu brüten und den Zeiten entgegenzubangen, da über Krähwinkel keine Krähen mehr fliegen werden.

V. G.

Italienischer Volksschulunterricht

Wie unsere umsichtige Führung nun auch schon klar erkannt hat, ist es um den Italiensschulunterricht an den deutschen Volksschulen nicht gerade ausgezeichnet bestellt. Der Herr Vizeassessor beklagt sich selbstverständlich über die italienischen Lehrkräfte. Bei den Schülern ist es etwas anderes, die meisten freuen sich natürlich, wenn ab und zu eine ganze Stunde Pause in den mehr oder weniger anstrengenden Unterricht eingeschoben wird, wenigstens so lange sie in der Schule sind. Später, besonders wenn sie zum Militär kommen, ändert sich diese Einstellung aber grundlegend. Bei einigen Eltern auf dem Dorf scheint man sich zu überlegen, daß es doch gut wäre, wenn die Kinder auch italienisch lernen. Da man ohnehin deutsch zuhause spricht, bleibt nichts anderes übrig, als sie in die italienische Schule zu

stücken. Sollte sich diese Auffassung breit machen, wird es dem Vizeassessorat nicht sehr leicht sein, das Nächstliegende zu unternehmen: Wie Donner und Doria bei den Italienern über das Elternrecht vorstellig zu werden und die Ernennung von Kommissionen zu verlangen.

Es ist sicher übertrieben, wenn man annimmt, daß es auch deutsche Lehrkräfte gibt, die die Gelegenheit benützen, endlich auch einmal mit den Eselsbänken eines Sinnes zu sein, aber wenn man den Mißstand, um einen solchen handelt es sich nämlich, tatsächlich abschaffen will, wird man bei der Verantwortungssuche einmal auch den konservativen Weg einschlagen müssen, den man früher gebraucht hat, nämlich den, der von oben nach unten führt. Ste

RABATTE

- Kleiderhaus COBRADINI, BOZEN, Kornplatz 10, mit Ausweis 10%.
- Firma FERRARI-AUER, BOZEN, mit Ausweis Rabatt nach jeweiliger Vereinbarung.
- Verlagsanstalt AETHESIA, BOZEN, Lauben 41, mit Ausweis 10%.
- Firma SPISS, BOZEN, Laubengasse 9, mit Ausweis 10%.

Achtung SPORTLER!

- Sport RUEDL, Weintraubengasse 12/14
Guter Rabatt wird gewährt.
Hochschüler möchten bei Einkäufen persönlich nach den Firmeneinhaber Verlangen.

Kurverwaltung GOSENSASS

Südtiroler Hochschüler können ab 1. Jänner 1967 die Tageskarte zum Preis von Lire 1500 zwei aufeinander folgende Tage benutzen. Die Tageskarte ermöglicht die Benützung von zwei Sesselflügen und drei Skiflügen.

KRONPLATZ-SEILBAHN AG.

Für Südtiroler Hochschüler mit gültigem Ausweis Tageskarte zu Lire 1500 anstatt Lire 2000.

Leserbrief

Schon seit längerer Zeit bin ich Leser Ihrer Studentenzeitung „skolast“. Gerade als Tutor in einem größeren internationalen Studentenwohnheim begrüße ich besonders Ihre Bereitschaft, durch geeignete Darstellungen den studentischen Leser auch für die „europäische Sache“ zu interessieren.

Ein Interview von erfreulich hohem Niveau, wie Sie es unter dem Titel „Vereinigtes Europa — Ende oder neuer Anfang?“ in einer Ihrer letzten Ausgaben brachten, dürfte für studentische Publikationen eine lobenswerte Einmaligkeit darstellen. Hierfür sei Ihrem Mitarbeiter Hansotto Außerhofer herzlich gedankt. Aus eigener Erfahrung weiß ich, welche großen Mühen mit der Verwirklichung eines solchen Interviews verbunden sind. Daher möchte ich Sie bitten, Beiträge dieser Art zu unterstützen und ihnen vielleicht noch etwas mehr Raum in Ihrer Zeitschrift zuzubilligen.

Denken Sie europäisch, dann werden Sie auch nicht zuletzt Ihren eigenen Anliegen als Südtiroler einen großen Dienst erweisen!

Mit freundlichen Grüßen

Felix Spanke

Neues von den Mohikanern

Wer will denn über die Mohikaner etwas Neues zu berichten wissen, wo doch schon längst der letzte von ihnen ins Reich der Väter eingegangen ist, wie man bei Cooper nachlesen kann?! — Diese berechnete Frage wird sich angesichts des herausfordernden Titels dieses Berichts dem Leser zweifellos aufdrängen. Indes: Cooper war kein Historiker, und sein berühmter Roman über den Untergang eines heroischen Volkes verliert durchaus nicht an Wert, wenn ich feststelle, daß in einem der wenigen Indianerreservate noch heute Mohikaner leben. Und man lasse sich sagen: Sie sind noch genauso stolz und freiheitsliebend wie ihre ruhmreichen Vorfahren, und sie haben ihre uralten Sitten und Ge-

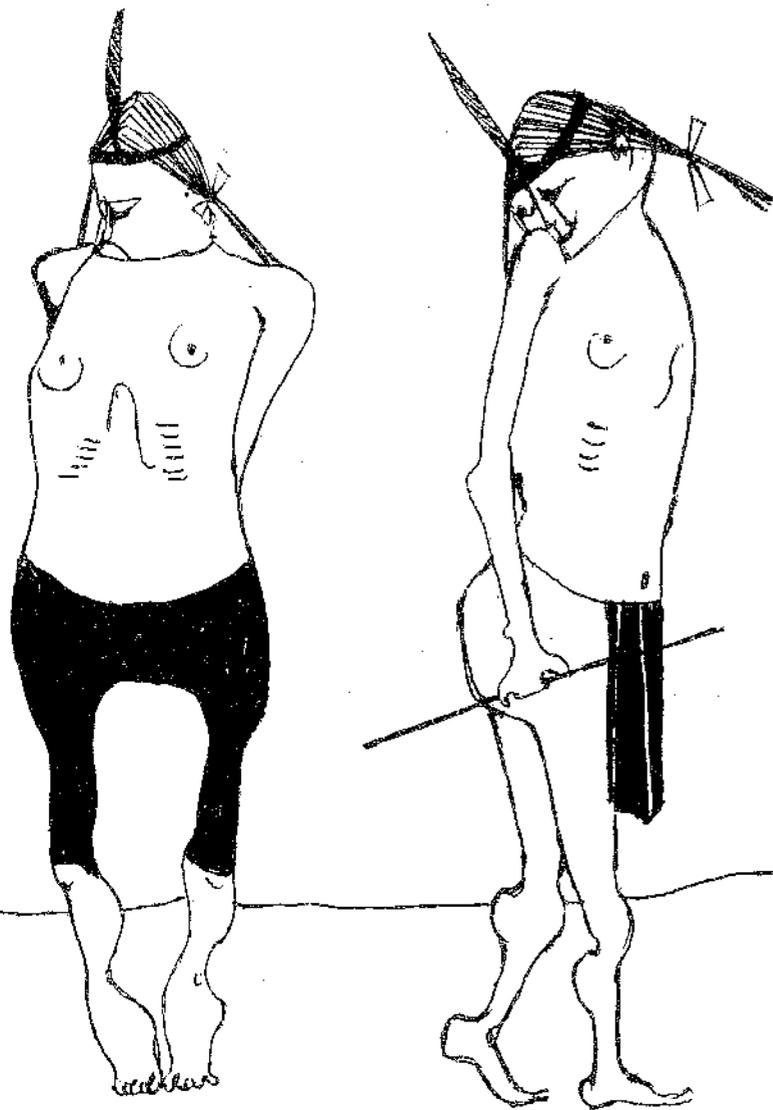
zu unterwandern und gleichzeitig natürlich die yankeesche Kultur und Zivilisation einzuschleusen. Doch die Rothäute, die den Yankees seit eh und jeh mißtrauten, merkten sofort, woher der Wind wehte, und ergriffen die Gegeninitiative. — An einem schönen Tag des Jahres neunzehnhundertundzwanzig riefen die Stammesältesten das ganze kleine Volk zusammen, und der damalige Häuptling Donnerkeil hielt eine sehr ernste, warnende Ansprache, in welcher er die heimliche Bedrohung des Fortbestandes seines Völkchens aufdeckte und die Stammesgenossen aufforderte, auf der Hut zu sein. Pflichtbewußt wie er war, ermahnte er sie mit flammenden Worten, an den Sitten und

undzwanzig Federn stammte von einer Yankeeenhaut! — Ein empörtes „Uff“ machte bei dieser Eröffnung die Runde der Stammesgenossen. — „Auf diese hinterlistige Weise versucht man, unsere angestammte Wesensart zu untergraben!“ rief der Häuptling aus. „Heute eine Feder —, morgen eine Pfeife —, übermorgen ein ganzes Zelt!“ — Die Anwesenden erblaßten beim bloßen Gedanken, und einige Hände fuhren mechanisch zur Stelle, wo früher am Gürtel der Tomahawk gebaumelt hatte. — „Freunde“, fuhr der Häuptling fort, „für uns gibt es nur eine Wahl: entweder wir halten an unseren Bräuchen fest, ohne auch nur eine Feder zu ändern, oder wir geben uns und alles, was wir sind und haben, den Yankees preis!“ — Auf diese — wenn auch bloß hypothetische — Zumutung antwortete ihm sein Volk mit einem wahren Sturm der Entrüstung, der die fremden Siedler, wenn sie ihn gesehen hätten, bestimmt wieder das Gruseln gelehrt hätte.

Es muß gerechterweise bemerkt werden, daß es unser Häuptling wirklich ehrlich meinte und der Ansicht war, nur eine großangelegte Mumifizierung könne das Mohikanervolk über die Zeiten retten. — Uns, die wir, Gott sei Dank, in einem modernen und aufgeschlossenen Land leben, mag das etwas seltsam anmuten. Wenn daher jemand an dieser Stelle in ein herzhaftes Lachen ausbricht, so sei ihm das nicht verübelt, wiewohl die Geschichte der Mohikaner an sich zu allem eher als zum Lachen reizt.

Das Lustige oder besser gesagt das Tragikomische an diesem Geschehen hatte hiermit aber noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht. Das blieb vielmehr der Zeit nach jener denkwürdigen Rede vorbehalten. — Noch ehe die Versammlung sich richtig aufgelöst hatte, begann man mit dem großen „Saubermachen“ — wie man das nannte —, das heißt mit der Reinigung sämtlicher Lebensbereiche von fremden oder auch nur verdächtigen Elementen. Daß dabei manch echtes mohikanisches Kulturgut fälschlich verdächtigt und auf den Scheiterhaufen geworfen wurde, sei nur nebenbei erwähnt. Wichtiger erscheint mir die Tatsache, daß die durch das „Saubermachen“ hervorgerufenen Atavismen immer groteskere Formen annahmen. — Als eines Tages ein Volkskundler entdeckte zu haben glaubte, daß die Väter aus der Zeit vor der Landnahme durch die Yankees an Stelle der jetzt üblichen langen Hosen einen Lendenschurz getragen hatten, der nur die vordere Blöße bedeckte und die hintere freiließ, erschien den sittenstrengen Reformatoren und Volksgutbewahrern die Hose plötzlich als etwas, was dem Wesen eines echten Mohikaners zuwiderlaufe. Sie ließen daher an alle Mohikaner einen Aufruf ergehen, der den lapidaren Satz „Zurück zum alten, guten Lendenschurz“ enthielt. Und da der Aufruf nur zögernd befolgt wurde — was durchaus nicht mit einem lauen Patriotismus zusammenhängen mußte, wie manche behaupteten — bekam jeder, der beim Häuptling seine Hose abhielt, als Prämie eine illustrierte Broschüre über das Leben und Wirken großer Mohikaner, wo er in kalten Wintermonaten, am Feuer sitzend, all das nachlesen konnte, was ihm bereits die Amme in die Wiege gesummt hatte. — Mehr als diese Broschüre hatten freilich begehrteste Rufe wie „Für Volk und Vaterland!“ Erfolg, und über kurz oder lang gab es im ganzen Reservat keinen, der nicht stolz seinen mohikanischen Hintern zur Schau stellte. Und je breiter er war, um so mohikanischer fühlte man sich.

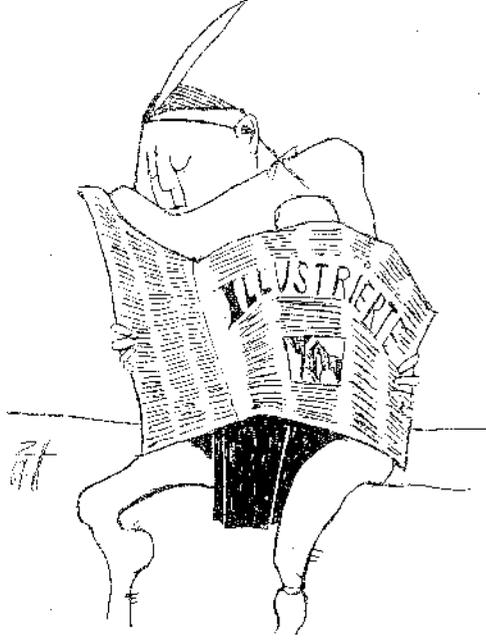
Seit jener Zeit spricht ein Mohikaner praktisch nur noch von den Mohikanern, liest nur noch von den Mohikanern, träumt nur noch von den Mohikanern. Ihr Reser-



Gebräuchen der Väter eisern festzuhalten und allem Fremden und Neuen zu mißtrauen, denn nur so sei man sicher, daß man nicht das Opfer volksfeindlicher Bestrebungen werde. Und da er ein Mann der Praxis war, fügte er seinen Warnungen gleich ein handfestes Beispiel an: — „Einst, so erzählte er, sei ein fremder Händler in sein Zelt gekommen und habe ihm einen herrlichen Federschmuck angeboten und dabei versichert, er sei durch und durch indianisch. — Er habe der Verlockung nicht widerstehen können, zumal sein alter Federschmuck schon ziemlich schäbig gewesen sei, und ihn gekauft. — Der lächerlich niedere Preis habe ihn dann aber mißtraulich gestimmt, und kaum daß der Händler fort war, sei er daran gegangen, die Federn etwas genauer zu untersuchen. Und was stellte sich dabei heraus? Eine der hundertzwei-

bräuche bis ins kleinste aufbewahrt. Freilich, die glorreichen Zeiten sind endgültig vorbei, aber wer sich der Mühe unterzieht, dem Reservat einen Besuch abzustatten, der wird in ihm, wie in einem klug eingerichteten Museum, längst vergangenen Zeiten begegnen.

Dabei hatte es einmal ganz so ausgesehen, als sollte von der ganzen Mohikanerkultur nicht eine einzige Feder übrig bleiben. Radikale Siedler hatten nämlich dereinst versucht, den Mohikanern ihr letztes Stücklein Erde zu nehmen, und sie selbst zu ordentlichen Yankees zu machen. Das wäre nun bei der Charakterfestigkeit der Mohikaner gewiß ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen, hätte man dabei nicht äußerst raffinierte Mittel angewandt: Man versuchte — nachdem Zwang und Gewaltanwendung sich als fruchtlos erwiesen hatten — das Reservat unbemerkt



wei ist ihre Welt, was darüber hinaus liegt, existiert für sie nicht, mag da geschehen, was will. Ja, es gibt sogar eine mohikanische Sage, derzufolge der Stamm der Mohikaner gar nicht untergehen kann, selbst wenn die ganze Welt in Trümmer ginge.

Jetzt versteht der Leser vielleicht, warum man glauben konnte, daß die Mohikaner schon längst ausgestorben seien. Denn in der Tat: bei all der Echtheit der Federn, Tomahawks und Hintern, die man im Mohikanerreservat zu sehen bekommt, fällt es einem schwer zu glauben, daß diese Menschen, die aus ihrem Land eine Art Kabinett der Madame Tussaud gemacht haben, die Nachfahren jener blutvollen Mohikaner sind, über die wir uns so gern von Cooper erzählen lassen.

Victor Guardia

Heimat deine Dichter

Heimat, deine Dichter kämpfen ritterlich, singen, dichten, reimen: unerbitt(er)lich; ja, so war es immer, unerbitt(er)lich so wird's ferner sein, dir nur gilt der Hymnus und der Glorienschein.

Heimat, deine Dichter haben Phantasie: hören Wipfel flüstern (und die lügen nie!), sehen Quellen springen, fast aus jedem Stein, Wein und Rosen glühen: ach, jahraus, jahrein.

Heimat, deine Dichter sehen auf der Wacht, hüten deine Schäflein, ob nun Tag, ob Nacht; kannst drum ruhig schlafen, sie ermüden nicht, denn sie reimen, reimen — „bis das Auge bricht“.

Victor Guardia

Lieber Leser, weißt Du, was eine Nation ist? Ich weiß es selber nicht, und wenn Du etwas Geduld hast, werde ich Dir sofort beweisen, daß Du es auch nicht weißt. Ich höre Dich jetzt sagen: Nation ist ein Volk, eine Volksgemeinschaft, ein Staat, ein Stamm. Ob Du aber damit das Richtige getroffen hast? Was meinst Du dazu, wenn wir in einigen gelehrten Büchern nachschlagen? In einem Wörterbuch, das den Ursprünge der Wörter nachspürt, lesen wir folgendes:

Nation. Vor Ende des 14. Jahrhunderts entlehnt aus lateinisch natio, das als Ableitung von natus 'geboren' die blutmäßige Einheit des Volkskörpers bezeichnet. Erstmals bucht Simon Rot 1571: „Nation, ein Volk das in einem Landt erborm ist.“

Aha, also ganz ursprünglich meint Nation die blutmäßige Einheit des Volkskörpers. Was nun weiter? Sollen wir in die Tiefen der Sprachgeschichte hinuntersteigen, um den wahren Begriff von Nation zu gewinnen? Ein ganz Gewitzter sagt mir jetzt, daß wir dabei eine „arische“ und „nichtarische Nation“ finden werden. So ganz überzeugt uns dieser Spaßvogel nicht, aber vielleicht hat er ein Körnchen Wahrheit gefunden. Der Philosoph Kant ist frei vom Verdacht ein Witzbold zu sein, darum werden wir uns jetzt bei ihm Auskunft holen. Nation ist bei ihm

Diejenige Menge oder auch der Teil derselben, welche sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennen.

Bevor Du diesen weisen Sätzen beigestimmst, eine Frage vorweg: Gehörst Du zu jener Schar, die eine „Oesterreichische Nation“ haben wollen? Vielleicht gehörst Du schon deswegen dazu, weil die Freiheitliche Partei Oesterreichs verkündet: „Wir Oesterreicher bekennen uns zur Deutschen Nation!“ Nun, mit Deiner „Oesterreichischen Nation“ darfst Du Dich getrost auf Kant stützen, auch wenn Du Leute, die Pospischil und Hrdlicka heißen, nicht in dieser „Nation“ haben willst, weil Dir dann ja noch der Teil der Menge übrigbleibt, welche sich als bürgerliches Ganzes erkennt. Wie sieht es aber mit dem „bürgerlichen Ganzen“ aus, das sich „Freistaat Bayern“ nennt? Ein richtiger Münchner wird sich dann wohl zur „Bayerischen Nation“ bekennen, ob auf Grund eines gründlichen Kantstudiums oder nicht sei dahingestellt. Und wenn das Land Tirol ein „bürgerliches Ganzes“ ist, wird ein richtiger Tiroler von seiner „Tiroler Nation“ sehr erbaudt sein, besonders dann, wenn die Vorarlberger einer fremden Nation zuzurechnen wären. Du wirst mir jetzt erwidern, das wären Haarspaltereien und ich müßte erst acht Semester Staatswissenschaften studiert haben, bevor ich mir erlauben könnte, mit dem Begriff „bürgerliches Ganzes“ so frei zu spielen. Wenn Du in der Wissenschaft vom bürgerlichen Ganzen schon weiter fortgeschritten bist, darfst Du einen bösen Leserbrief schicken und zur Klärung dieser Frage beitragen! Aber der alte Kant wurde jetzt genug traktiert. Schlagen wir in einem modernen Lexikon nach. Im Großen Herder lesen wir:

Politische Lebensgemeinschaft von Menschen, die sich durch das Bewußtsein bestimmter, ihnen allein eigener Besonderheiten als Einheit, als eine Art „Kollektivpersönlichkeit“ fühlen und bestrebt sind, durch gemeinsame politische Wirksamkeit ihre Eigenart gegen äußere und innere Widerstände zu erhalten und auszubreiten. Im Unterschied zum ursprünglicheren „gewachsenen“ Volk ist die Nation ein ausgeprägtes politisch-historisches Gebilde.

Ausgezeichnet, höre ich einen Tiroler rufen, dann sind wir ganz bestimmt eine Nation! Wir haben unsere Besonderheiten, nämlich Speckknödel und Bergsteigen, fühlen uns als Kollektivpersönlichkeit und

sind züh darum bemüht, unsere Eigenart zu erhalten. Was uns jetzt noch fehlt, ist die Eigenstaatlichkeit, danach müssen wir streben, denn im Großen Herder steht weiterum geschrieben:

Im Unterschied zur Gesellschaft erstrebt sie ihre Organisation nicht bloß allgemein zu einem einheitlichen Verband, sondern betontermäßig in der Form des Staats, ohne aber dem Wesen nach mit ihm identisch zu sein.

Hat hier der Große Herder ganz groß danebengegriffen, oder hat ihn obiger Tiroler boshafterweise ganz falsch ausgelegt? Es bleibt uns nichts anderes übrig, als im Großen Brockhaus nachzuschlagen. Dieses Buch faßt die Sache recht klug an. Nation ist dort in zwei Begriffe aufgeteilt:

Die durch Einheit der Sprache und Kulturüberlieferung bestimmte Kultur-Nation ist unabhängig von staatlichen Grenzen, während die Staats-Nation durch die gemeinsame staatlich-politische Entwicklung geformt ist.

Das klingt eigentlich recht vernünftig. Eine brauchbare Scheidung von Staat und Kultur. Auch der berufsmäßige Oesterreicher wird sich nicht mehr erbittert wehren müssen, wenn man ihn zur Deutschen Kultur-Nation rechnet. Aber von welchem Zeitpunkt an wäre Oesterreich als Staats-Nation zu bezeichnen? Seit 1919? Damals hieß es noch „Deutschösterreich“ (für Briefmarkensammler und andere Intellektuelle ein vertrautes Wort), und es ist sehr fraglich, ob die meisten Oesterreicher in diesem Staat, der als Restchen stehengeblieben war, mit der Staats-Nation etwas anfangen konnten. Also wollen wir Oesterreich wenigstens ab 1945 als Staats-Nation gelten lassen? Eine Stimme aus dem Hintergrund ertönt: ob denn die „DDR“ eine Staats-Nation wäre, da dieser „Staat“ doch auch schon lange genug bestünde. Feinliches Schweigen. Ich gebe es zu, wir sind mit unserer Staats-Nation in einer Sackgasse gelandet. Bist Du damit einverstanden, wenn wir einen Schweizer fragen, was Nation ist? Vor allem deshalb, weil dieses Völklein dafür bekannt ist, sich schon lange nicht mehr im Streit der „Nationen“ die Köpfe eingeschlagen zu haben. Wir ziehen das Schweizer Lexikon aus dem Büchergestell und lesen dort:

Ein vieldeutiger Begriff, ursprünglich allgemeine Bedeutung von Volk, oft auch als Synonym für Staat gebraucht. Die Nation faßt Stamm, Sprache und Landstrich bald in engerem, bald in weiterem Sinn ziemlich unbestimmt zusammen.

Da haben wir's nun. Einmal „enger“, einmal „weiter“, bald so, bald so. Was die Nation nun wirklich ist, haben wir nicht herausgefunden. Du wirst mir auch nicht zumuten, daß ich klüger wäre als alle Lexika zusammengenommen, darum lasse ich Dich mit gutem Gewissen über diese Frage im Unklaren. Macht Dir das nichts aus? Nun gut, mich stört es auch nicht so sehr, daß ich nicht weiß, was eine Nation ist. Aber wenn Du ein Südtiroler Student bist, der sich an der Universität Innsbruck einschreiben will, möchtest Du es gerne wissen, denn wenn Du die Zettel ausfüllst, die den schönen (?) Namen „Nationale“ haben, wirst Du gefragt, welcher Nation Du zugehörst. Wenn Du hoffnungsfreudig zum Brockhaus läufst, um Dir Klarheit zu verschaffen, wirst Du finden, daß Du zur italienischen Staats-Nation gehörst. Man wird Dich aber bald darüber belehren, daß Du zur deutschen, österreichischen oder gar Südtiroler Nation zu gehören habest, wenn Du nicht dreimal soviele Gebühren zahlen willst wie Deine Nordtiroler „Nationalverwandten“. Nation hin und Nation her. Ob man nicht doch besser ein anderes Wort finden sollte, zumindest an unserer Hohen Schule in Innsbruck? Günther F o s c h

Sind alle Menschen gleich erschaffen?

Die Naturwissenschaft dringt heute in Gebiete ein, die vor kurzem noch einer philosophischen Betrachtung vorbehalten schienen. Dabei erhebt sich immer von neuem die Frage, ob unsere auf kultureller Überlieferung beruhenden Anschauungen mit den neuen Entdeckungen in Einklang stehen. In diesem Beitrag wird aktuell, wie sich die moralische Forderung nach der Gleichheit aller Menschen mit der Tatsache ihrer genetischen Verschiedenheit vereinen läßt.

In der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika faßte Thomas JEFFERSON das Menschenbild der Aufklärung in einem einzigen Satz zusammen. Dieser Satz lautet: „Folgende Wahrheiten erachten wir als selbstverständlich: daß alle Menschen gleich erschaffen sind; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind; und daß dazu das Recht auf Leben, Freiheit und Glück gehört.“ Die Bedeutung dieses Gedankens war außerordentlich groß. Er bildet die Grundlage dessen, was Gunnar MYRDAL in seinem klassischen soziologischen Werk „An American Dilemma“ als „amerikanisches Glaubensbekenntnis“ bezeichnet hat. Myrdal schreibt: „Amerikaner jeglicher nationaler Herkunft, aller Klassen, Gebiete, Glaubensbekenntnisse und Hautfarben haben doch eines gemeinsam: ein soziales Ethos und ein politisches Glaubensbekenntnis. Man kann sich schwerlich der Einsicht verschließen, daß dieses „amerikanische Glaubensbekenntnis“ das Bindemittel ist, das diese große und ungleichartige Nation zusammenhält.“ Aber natürlich beschränkt sich der Einfluß der Lehre von der Gleichheit aller Menschen nicht nur auf Amerika. Sie ist die gedankliche Grundlage der Demokratie in der ganzen Welt.

Vor einem Jahrhundert veröffentlichte Gregor MENDEL, Priester des Klosters in Brünn in den Abhandlungen des dortigen naturforschenden Vereines einen Bericht über seine Experimente. In seinem Klostergarten experimentierte Mendel mit der Kreuzung verschiedener Erbsensorten. Welche sinnvolle Beziehung besteht nun zwischen Menschen und Erbsen, zwischen Jefferson und Mendel? Folgende: Es läßt sich zeigen, daß Mendels Werk zur Klärung des Grundsatzes von der Gleichheit aller Menschen beigetragen und ihm eine dauerhafte Grundlage gegeben hat.

Vererbung durch das Blut oder durch Gene

MENDEL hat bewiesen, daß sich dann, wenn man zwei Stämme miteinander kreuzt, ihre Merkmale oder genauer, die Gene, welche diese Merkmale bestimmen, nicht vermischen, sondern daß sie getrennt bleiben. Und wenn sich die gekreuzten Stämme in mehreren Generationen unterscheiden, dann können in der nächsten Generation alle beliebigen Kombinationen dieser Gene auftauchen. Diese Entdeckungen sind in keiner Hinsicht selbstverständlich. Tatsächlich glauben die meisten Menschen, daß die erbliche Anlage eines Kindes eine „Mischung“ der Anlagen, des „Blutes“ seiner Eltern ist. Zu Mendels Zeiten glaubten das auch noch die Biologen, einschließlich Charles Darwin.

Die Bedeutung der zwischen verschiedenen Menschen bestehenden Unterschiede hängt nun aber sehr davon ab, ob man von der Vorstellung einer Vererbung durch Gene oder von der Vorstellung einer „Blutvermischung“ ausgeht. Menschen und ebenso andere Lebewesen, die sich geschlechtlich fortpflanzen, leben gewöhnlich in Gruppen zusammen, innerhalb derer untereinander geheiratet wird. Wir nennen derartige Gruppen „Mendelsche Populationen“. Wenn nun die Vorstellung einer „Blutvermischung“ zuträfe, dann müßte die Erbausstattung aller Mitglieder einer solchen Mendelschen Population von Generation zu Generation immer einförmiger werden. Die Tendenz wäre dann die Konstitution einer „reinen Rasse“, deren Individuen untereinander

erblich sehr ähnlich oder sogar identisch wären. Und verschiedene Populationsgruppen würden sich innerselbst untereinander genauso grundlegend unterscheiden. Jeder Mensch würde dann eindeutig zu einer ganz bestimmten Rasse gehören, er würde allen anderen Individuen dieser seiner Rasse ähnlich sein, und ebenso würde er sich in jedem Falle von allen Individuen aller anderen Rassen grundlegend unterscheiden. Dies Bild entspricht nun in der Tat ziemlich genau dem, was sich der sprichwörtliche „Mann auf der Straße“ unter einer Rasse vorstellt: Alle Neger sind sich im wesentlichen gleich, weiß ihnen eine Art „Negerhaftigkeit“ gemeinsam ist; jeder Jude ist wie alle anderen Juden, eben seines „jüdischen Wesens“ wegen. Aber selbstamerweise macht dieser gleiche „Mann auf der Straße“ gewöhnlich eine einzige Ausnahme, und diese betrifft die Gruppe, der er selbst angehört: Er selbst ist einmalig, ein Individuum, das sich von allen anderen unterscheidet. Und damit hat er sogar recht.

Individualität

MENDEL'S Entdeckung fundiert die Vorstellung menschlicher Individualität. Nehmen wir einmal an, wir hätten zwei Stämme irgendeiner Tier- oder Pflanzenart, die sich in n Genen unterscheiden. Dann sagen uns die Mendelschen Gesetze, daß 3^n verschiedene Genotypen, also Erbanlagen, in der nächstfolgenden Generation potentiell möglich sind, wenn man diese beiden Stämme miteinander kreuzt. Ich sage hier ganz bewußt „potentiell möglich.“ Denn nehmen wir einmal an, n sei nur gleich 100. Aber schon 3^{100} ist eine 31stellige Zahl! Unbeachtet aller „Bevölkerungsexplosionen“ ist die Gesamtzahl aller Menschen, die jemals gelebt haben, möglicherweise einschließlich aller derer, die jemals noch zur Welt kommen werden, geradezu verschwindend klein im Vergleich zu der Zahl 3^{100} . Daher ist nichts so sicher, wie die Tatsache, daß nur ein winziger Bruchteil aller „grundsätzlich möglichen erblichen Varianten in der Menschheit — oder irgendeiner anderen sich geschlechtlich fortpflanzenden Spezies — jemals verwirklicht wird.“

Der von Mendel entdeckte Vererbungsmechanismus ist die Folge einer geschlechtlichen Fortpflanzung. Die Geschlechtlichkeit ist also der Ursprung der Individualität. Als Folge dieser geschlechtlichen Fortpflanzung hat jedes einzelne Menschenwesen eine absolut einmalige erbliche Konstitution, die sich von jeder anderen, die es je gegeben hat, gibt oder jemals geben wird, unterscheidet. Hier ist allerdings eine Ausnahme zu erwähnen: eineiige Zwillinge sind genotypisch identisch (oder doch nahezu identisch). Eineiige Zwillinge sind aber, genau gesehen, auch das Produkt einer ungeschlechtlichen Verdoppelung eines befruchteten Eies (das seinerseits natürlich geschlechtlich entstanden ist).

Hat Mendel mit dieser Entdeckung nun den Grundsatz der Gleichheit aller Menschen zerstört? Nichts dergleichen. Gewiß gibt es nicht zwei Menschen, die miteinander identisch sind. Aber um als Mensch „gleich“ zu sein — etwa im Sinne gleichen Rechtes — braucht man ja nicht miteinander identisch zu sein. Auch Brüder und Schwestern müssen ja nicht identische Zwillinge sein, um gleichen Anspruch auf ihr väterliches Erbe zu haben. Ich gebe auch zu bedenken, daß die Idee der Gleichheit aller Menschen ja eben deshalb so wichtig und bedeutsam ist, weil sich alle Menschen voneinander unterscheiden.

Wäre einer wie der andere, so wäre diese Idee überflüssig und sinnlos. Man versuche einmal, sich eine menschliche Gesellschaft vorzustellen, in der jeder mit jedem identisch wäre. Das wäre nicht nur entsetzlich stumpfsinnig und langweilig, sondern würde auch zu beinahe unlösbaren Problemen führen. Denn warum sollten dann die einen Musiker und die anderen Mathematiker, wieder andere Fußballspieler und noch andere Soldaten oder Professoren werden? Wenn sie alle miteinander identisch wären, dann würden sie wahrscheinlich auch alle den gleichen Beruf ergreifen wollen. Sollte man in dieser Situation die Berufe vielleicht auslosen, oder sie je nach dem Wochentag verteilen, an dem ein bestimmtes Individuum geboren wurde?

Biologische Identität und Gleichheit der Chancen

Gleichheit ist also nicht gleichbedeutend mit Identität, und ebensowenig ergibt sich nun eine Ungleichartigkeit des Rechts oder der Ansprüche aus der von uns festgestellten erblichen Verschiedenheit der Menschen. Ganz im Gegenteil, die Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen bedeutet, genau gesehen, die Anerkennung der Tatsache ihrer Verschiedenheit. Die erblichen Unterschiede sind eine biologische Tatsache, bei ihnen handelt es sich um eine natürliche Gegebenheit. Es wäre gar nicht möglich, die Menschen genetisch identisch zu machen, selbst wenn es wünschenswert wäre. Gleichberechtigung als Person und biologische Verschiedenheit gehören verschiedenen Bereichen der Betrachtung an. Die Gesellschaft, der wir angehören, kann uns die Gleichheit im sozialen, ethischen oder auch religiösen Sinne gewähren oder vorenthalten. Noch heute gibt es geschlossene Klassen und Kasten-Gesellschaften, die durch eine Ungleichheit in diesem Sinne gekennzeichnet sind. Vor GANDHI war Indien eine solche Gesellschaft. Jedoch gibt es keinen Beweis dafür, daß die Mitglieder einer bestimmten Kaste sich untereinander intellektuell oder charakterlich weniger unterscheiden als Angehörige verschiedener Kasten.

Wenn nun aber Gleichheit und Ungleichheit hier nicht als biologische, sondern als soziologische Phänomene gemeint sind, dann stellt sich sofort die Frage, ob die Biologie hier überhaupt mitzureden hat. Sie hat, und es ist leicht zu erkennen, warum. Philosophen wie der verstorbene Albert Schweitzer lehrten die Achtung vor allem Leben. Die Lehre von der Gleichheit bezieht sich aber nur auf Personen, auf die Mitglieder einer einzigen biologischen Spezies: die des *Homo sapiens*. Niemand hat, soweit ich weiß, jemals gefordert, daß Hunde oder Affen diesen Anspruch ebenfalls hätten. Ein phantasierender Autor hat sich einmal den Kopf darüber zerbrochen, ob es wohl juristisch als Mord anzusehen sein würde, wenn jemand das Produkt einer Kreuzung zwischen einem Menschen und einem Affen tötete. Auf der anderen Seite sind viele Menschen davon überzeugt, daß die Lehre von der Gleichheit aller Menschen sich nur auf eine einzige Rasse bezieht, und ein eigenartiges Zusammentreffen fügt es dann immer so, daß es sich dabei gerade um die Rasse handelt, zu der sie selbst gehören. Inwiefern ist es berechtigt, den Gleichheitsanspruch auf die Menschheit zu beschränken, sie dabei aber auf alle Menschen auszudehnen?

Die Menschheit ist ein Produkt der Evolution. Unsere Vorfahren waren Tiere,

nicht Menschen. Jedoch hat die biologische Evolution im Verlaufe dieser Aufwärtsentwicklung bis zum Menschen sich selbst transzendiert. Morphologie und Anatomie des Menschen unterscheiden sich wesentlich von der unserer nächsten Verwandten, der Affen. Immerhin aber werden Menschen und Affen zwar zu verschiedenen biologischen Familien gerechnet, jedoch zur gleichen Ordnung, nämlich der der Primaten. Im Gegensatz dazu besteht zwischen ihnen nur aber eine tatsächliche unüberbrückbare, radikale Grenze. Der Mensch, und zwar jeder Mensch, besitzt ein Selbstbewußtsein und ein Wissen vom Tode. Er kann sich zu sich selbst distanzieren und sich als ein Objekt anderen Objekten vorstellen. Auch alle Tiere sterben, aber nur der Mensch weiß, daß das sein unvermeidliches Schicksal ist. TEILHARD DE CHARDIN hat die Einzigartigkeit des Menschen in wunderbarer Weise ausgedrückt: „Zugegeben, auch das Tier „weiß“. Aber es kann nicht wissen, daß es weiß, auch das strebt fest. Der Mensch jedoch weiß nicht einfach nur, sondern er weiß, daß er weiß.“

Die Unterschiede zwischen verschiedenen Menschen sind mannigfacher Art. Die einen hängen mit dem sichtbaren Äußeren zusammen, so die Farbe der Haut, der Haare oder der Augen, Nasen- oder Schädelform, Größe, Gewicht usw. Andere fallen nicht so sehr ins Auge, wie etwa die Blutgruppen, biochemische und serologische Unterschiede. Für die zwischenmenschlichen Beziehungen am bedeutungsvollsten sind die Unterschiede der Begabung, des Temperaments und der Neigungen. An dieser Stelle kann ich nur ganz kurz auf das gewaltige Problem der Zusammenhänge zwischen Veranlagung und Erziehung hinweisen. Sind die sich aus ihnen ergebenden Unterschiede vorwiegend genetisch, erblich bestimmt, oder sind sie umweltabhängig, erworben und damit planmäßig zu beeinflussen? Sicherlich gibt es keine generelle Antwort auf diese Frage, die für alle menschlichen Eigenschaften gilt. Die Frage der erblichen Festlegung muß für jeden Charakterzug gesondert geprüft werden, da einige vorwiegend erblich und andere wieder vorwiegend durch Umwelteinflüsse bestimmt werden. Folgende verallgemeinernde Feststellung läßt sich jedoch treffen: Bei all den Unterschieden zwischen verschiedenen Menschen, die bisher überhaupt ausreichend untersucht worden sind, hat sich ergeben, daß in jedem Falle sowohl erbliche Faktoren als auch Umwelteinflüsse ursächlich im Spiele waren. Der Gedanke der Gleichheit aller Menschen muß sich also mit den zwischen ihnen bestehenden Unterschieden vereinen lassen, wobei in diesem Zusammenhang freilich nur solche Unterschiede Berücksichtigung verdienen, die mit dem Wesen des Menschen zusammenhängen, und nicht bloße Äußerlichkeiten, wie etwa eine bestimmte Hautfarbe.

Politisch Liberale sind seit je skeptisch gegenüber dem Gedanken der erblichen Bestimmung des Menschen gewesen. Sie glauben anscheinend, daß die einfachste Methode, die Gleichheit aller Menschen zu verwirklichen, darin besteht, sie auch genetisch gleich zu machen. Die Tatsache, daß es genetische Unterschiede gibt, stellt in ihren Augen die Möglichkeit in Frage, das Schicksal der Menschheit durch die Verbesserung der sozialen Umstände zu beeinflussen. Umgekehrt haben Konservative und Reaktionäre gerade diesen genetischen Unterschieden immer besonderes Gewicht beimessen. Ihrer Auffassung nämlich entspricht es, soziale Unterschiede und andere Formen ungleicher Behandlung einfach als Folgen zugrundeliegender erblicher Unterschiede anzusehen. Ungleichheiten dieser Art sind in ihren Augen daher gerecht und auch gar nicht zu beheben, die Lehre von der Gleichheit aller Menschen ein Wunschtraum und überdies eine Störung der natürlichen Ordnung.

Ich behaupte hier, daß beide Auffassun-

gen falsch und mißverständlich sind, weil beide fortwährend Gleichheit mit Identität verwechseln.

Erblichkeit und Umwelt

Im 18. Jahrhundert war unter den ersten Biologen die Ansicht weit verbreitet, daß der Fötus und somit letzten Endes auch der erwachsene Organismus, der sich aus ihm entwickelt, in den Keimzellen schon präformiert sei. Manche frühen „Mikroskopiker“ haben sich sogar eingebildet, einen witzigen „Homunculus“ im Inneren menschlicher Spermatozoen gesehen zu haben. Diese Theorie der Präformation macht die Entwicklung des Individuums aus der Keimzelle scheinbar täuschend einfach — sie ist nichts weiter als das Wachstum, die Größenzunahme dessen, was in der Keimzelle bereits gegenwärtig ist. Die Gegenthese war die der Epigenese, welche die Ansicht vertrat, daß die Keimzellen keine Spur des späteren Organismus enthielten, sondern aus ungeformter Gallerte beständen.

Diese ursprünglichen Versionen der beiden Thesen wurden hinfällig, als die Embryologen, insbesondere v. BAER im 19. Jahrhundert, nachwiesen, daß die Entwicklung eines Embryos sich in Form einer Reihe höchst komplizierter, aber geordnet und stufenweise erfolgender *Umwandlungen* vollzieht. Für viele verlor die Idee der Präformation trotzdem nichts von ihrer Anziehungskraft. Auch die „provisorsche Hypothese einer Pangenese“ DARWINS war in ihrem Kern noch präformistisch. Sie nahm an, daß alle Organe und Körperteile „gemmules“, eine Art Urkeime, ins Blut abgaben, die sich dann in den Keimzellen zusammenfänden. Während der Entstehung der nächsten Generation sollten diese „gemmules“ dann zum Ausgangspunkt der Entstehung der ihnen entsprechenden neuen Organe werden. Auch die von WEISMANN um 1900 formulierte Theorie war ebenso wie die der früheren Genetiker präformistisch gefärbt. Jedes Gen wurde als Ueberträger eines einzigen, gesonderten erblichen Merkmals angesehen.

Erblichkeit läßt sich definieren als die Ursache dafür, daß die Nachkommen ihren Eltern und ihren anderen Vorfahren ähnlich werden. Diese Definition ist gültig, soweit sie reicht, aber sie reicht eben nicht weit genug. Wie steht es mit den Merkmalen, die eindeutig *umweltabhängig* sind? Bei manchen Insekten hängt z. B. die Körpergröße von der Menge der Nahrung ab, die dem Individuum während seines Larvenstadiums zur Verfügung stand. Wenn man jetzt annimmt, daß jedes Gen nur ein *einziges* Erbmerkmal überträgt, dann ist die Versuchung groß, hieraus zu folgern, daß es Merkmale gibt, die erblich festgelegt sind, und andere, die durch Umwelteinflüsse entstehen. Eine solche Zweiteilung führt aber zu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Manche Merkmale sind nämlich unzweifelhaft sowohl gen- als auch umweltabhängig. Das gilt z. B. für die Hautfarbe des Menschen, die einerseits offensichtlich erblich festgelegt ist, die sich aber trotzdem durch Sonnenlicht bräunen oder durch Mangel an Sonnenlicht bleichen läßt.

Genotyp und Phänotyp

Im Verlaufe der Entwicklung der Genetik verlor die These des Präformismus mehr und mehr an Bedeutung, und damit einher ging die Erkenntnis, daß die scharfe Trennung zwischen erblichen Merkmalen einerseits und umweltabhängigen Merkmalen andererseits nicht möglich ist. Wir erben von unseren Eltern, genau genommen, nicht ihre körperlichen oder geistigen Eigenschaften, wir erben einen Teil ihrer Gene. Es existiert keine Eins-zu-Eins-Beziehung zwischen einem Gen und einem Merkmal. In Wirklichkeit ist ein „Merkmal“ meist nur eine Abstraktion, ein sprachlicher Kniff, mit dessen Hilfe ein Beobachter die Ergebnisse seiner Untersuchungen mitteilen möchte. Gene unterscheiden nicht über unveränderliche Merkmale, sondern über ablaufende Entwicklungsprozesse. Zur Klärung der

Begriffe führte JOHANNSEN 1911 die Begriffe *Genotyp* und *Phänotyp* ein. Der Genotyp ist dabei die Summe der Erbanlagen, die ein Individuum von seinen Eltern mitbekommen hat. Dieses Erbgut ist in erster Linie in Form von Nukleinsäuren in den Chromosomen der Keimzellen repräsentiert, daneben in begrenztem Umfange auch noch in Gestalt einiger zytoplasmatischer Erbfaktoren. Der Phänotyp ist demgegenüber die Gesamtheit der äußeren Erscheinung des betreffenden Individuums einschließlich des Baues und der Funktionen seines Organismus.

Jeder weiß, daß sich dieser Phänotyp mit dem Alter ändert. Man kann das mit Photographien, die jemanden in verschiedenen Altersstufen wiedergeben, anschaulich machen. Physiologische Veränderungen erfolgen ununterbrochen. Messungen zeigen z. B., daß der Mensch morgens etwas größer ist als abends, und daß Körpertemperatur, Pulsfrequenz und andere Funktionen Tagesschwankungen unterliegen. Der Genotyp des Individuums bleibt dabei aber unverändert (von der Ausnahme einer somatischen Mutation einmal abgesehen). Es fällt vielen Menschen schwer, sich wirklich klarzumachen, was mit dieser Unveränderlichkeit des Genotyps wirklich gemeint ist. Zweifellos hat ein Erwachsener nicht mehr die Gene in sich, die in den Keimzellen vorhanden waren, aus denen er entstanden ist. Die Gene des Erwachsenen sind aber andererseits exakte Kopien dieser Gene der ursprünglichen Keimzelle. Dies ist ja eben die bemerkenswerteste Eigenschaft der chromosomalen Nukleinsäuren, jene Eigenschaft, die sie instandsetzt, als chemische Ueberträgersubstanzen der genetischen Information zu dienen, daß ihre Moleküle fähig sind, exakte Kopien von sich selbst zu synthetisieren¹⁾.

Die Hauptaufgabe der Gene ist also die Selbstvermehrung. Erblichkeit ist prinzipiell identisch mit der Selbstreproduktion lebender Substanz. Dieser fundamentale Prozeß aber spielt sich nicht auf der organismischen, sondern auf molekularer Ebene ab. Was exakt kopiert wird, sind nur die Gene, die Entwicklung des Organismus insgesamt dagegen hängt auch von Umwelteinflüssen ab. Die Beziehungen zwischen Genotyp und Phänotyp sind dementsprechend komplexer Natur. Der Genotyp bestimmt den Phänotyp nur in einer völlig gleichbleibenden Umwelt. Aber keine Umgebung bleibt jemals unverändert. Bei einem gegebenen Genotyp hängt der Phänotyp, oder genauer: die Folgen der Phänotypen, die ein Individuum während seiner Entwicklung an den Tag legt, von der Folge der Umwelteinflüsse ab, denen das betreffende Individuum im Laufe seines Lebens ausgesetzt ist. Was der Genotyp festlegt, ist lediglich die *Reaktionsnorm* des Organismus, also die für ihn charakteristische Art und Weise, in der er auf seine Umwelt zu reagieren pflegt. „Reaktionsnorm“ ist vielleicht kein besonders glücklicher Ausdruck, er scheint sich aber in der Genetik eingebürgert zu haben. „Norm“ bedeutet in diesem Falle nicht, daß bestimmte Äußerungsformen des Genotyps als normal und andere als abnorm zu betrachten wären. Sie bedeutet lediglich, daß die gesamte Skala oder das Repertoire an Phänotypen, das ein bestimmtes Individuum in allen nur denkbaren Umwelten entwickeln kann, von ein und demselben Genotyp abhängen.

Die Feststellung, daß irgendein Merkmal erblich ist, beinhaltet also noch nicht, daß dieses Merkmal durch Umwelteinflüsse nicht zu beeinflussen wäre. Und umgekehrt: Wenn ein bestimmtes Merkmal sich unter dem Einfluß der Umgebung ändert, dann kann es trotzdem eine gene-

¹⁾ Die Gene setzen sich auf diese Weise zwar natürlich mit ihrer innerhalb der lebenden Zelle gegebenen Umwelt auseinander, aber eines der Ergebnisse dieser Auseinandersetzung ist eben die Produktion weiterer Gene, die mit ihnen identisch sind. Anders ausgedrückt: Die Konstanz des Genotyps eines Organismus bedarfel einfach, daß die Veränderungen, denen dieser Genotyp unterliegt, nur periodischer Natur sind.

tische Grundlage haben. Wie gesagt ist ein „Merkmal“ in Wirklichkeit eine Abstraktion. In gewissem Sinne sind alle Merkmale stets sowohl genetisch als auch durch die Umwelt festgelegt. Eine genetische Grundlage haben sie schon insofern, als die Entwicklung des Organismus, der solche Merkmale hervorbringt, ohne einen entsprechenden Genotyp gar nicht erfolgen könnte. Und umweltbedingt sind sie insofern, als eine bestimmte Umwelt die Entwicklung beeinflusst. Und die organische Entwicklung ist insoweit präformiert, als ein befruchtetes Ei einen Genotyp enthält, der festlegt, welche zukünftigen Entwicklungen möglich sind und welche nicht. Die gleiche Entwicklung ist aber insofern auch epigenetisch, als bei jedem gegebenen Genotyp eine Vielfalt verschiedener Entwicklungen möglich ist.

Zivilisatorische Einflüsse

Wenn die einfachen Überlegungen, die wir eben angestellt haben, bekannt und weiter verbreitet wären, als es gegenwärtig der Fall ist, dann würde es wahrscheinlich vielen Menschen, und speziell Soziologen und manchen Psychologen, sehr viel leichter fallen, die Tatsache anzuerkennen, daß die psychischen Eigenschaften des Menschen ebenso wie seine physiologischen oder anatomischen Merkmale genetisch begründet sind.

Diese genetische Begründung heißt nicht, daß Erblichkeit so etwas wie ein „Würfelspiel des Schicksals“ ist. Zumindest prinzipiell (wenn auch nicht immer in der Praxis) läßt sich die Ausbildung jedes einzelnen Merkmals durch äußere Einflüsse steuern. Das Resultat der Entwicklung kann folglich auch mehr oder weniger gezielt zivilisatorischen Einflüssen unterworfen werden. Hygiene, Medizin, Erziehung, ja sogar soziale und politische Systeme lassen sich unter diesem Gesichtspunkt als Faktoren ansehen, durch welche sich die organische Entwicklung steuern läßt. Ob der Mensch der Sklave oder aber der Meister seines Erbglutes sein wird, hängt davon ab, wie tief er in das Verständnis des Zusammenhanges zwischen Anlage und Erziehung einbringen wird.

Um es noch einmal ganz klar zu sagen: Was biologisch vererbt wird, sind nicht irgendwelche Körperteile, nicht einmal Merkmale, sondern ist lediglich die Art und Weise, in der ein Organismus auf seine Umwelt reagiert. In die Beziehungen zwischen den Genen, dem Genotyp, einerseits, und den körperlichen Merkmalen, dem Phänotyp, andererseits, greifen die komplexen Prozesse der Embryonalentwicklung, des Wachstums, der Reifung und des Altern ein. An dieser Stelle wirken die Umwelt, Medizin, Herkunft, Erziehung, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Faktoren auf die Entwicklung ein. Hier erschließen sich vor unseren Augen unübersehbare Möglichkeiten zur Verbesserung der menschlichen Konstitution durch den überlegten Einsatz zivilisatorischer Einflüsse. Manche genetischen Unterschiede werden sich dabei als hartnäckiger und weniger leicht beeinflussbar erweisen als andere. So gibt es auch für bestimmte Erbkrankheiten schon heute Behandlungsmöglichkeiten, für andere dagegen nicht. Bei dem augenblicklichen Stand unseres Wissens bedeutet die „Heilung“ einer Erbkrankheit natürlich keine Veränderung der Gene, aber doch eine Steuerung ihrer Auswirkungen, mit dem Erfolg, daß die betreffenden Menschen von unbilligem Leiden befreit sind und ein aktives Leben führen können. Andererseits ist die Forschung auf den Gebieten der Medizin und Biologie in raschem Fortschritt begriffen. Was heute noch nicht heilbar ist, kann es morgen schon sein.

Die Einmaligkeit der Evolution des Menschen

Das Ausmaß, in dem sich Verstand und Leidenschaften des Menschen durch äußere Einflüsse steuern lassen, wird häufig — mit wenig Verstand und dafür um so größerer Leidenschaft — von Laien und auch Wissenschaftlern diskutiert. In

diesen Diskussionen taucht immer wieder ein irreführendes Argument auf, das hier auch erwähnt sei, weil es so täuschend plausibel klingt. Diese Argumentation lautet etwa folgendermaßen: Verschiedene Rassen von Hunden, Pferden oder anderen Haustieren unterscheiden sich in ihren Eigenschaften im allgemeinen sehr deutlich, und diese Unterschiede sind genetisch fixiert. Es ist zwar möglich, etwa jungen Hunden oder Pferden irgendwelche Tricks beizubringen, aber man kann einen Ackergaul niemals so trainieren, daß er mit einem Vollblut auf der Rennbahn erfolgreich konkurrieren könnte. Ist es unter diesen Umständen nun so völlig abwegig, zu glauben, daß auch die charakteristischen Unterschiede verschiedener menschlicher Rassen und Klassen ebenfalls genetisch fixiert und unveränderlich sind? Führt diesem so überzeugend klingenden Argument verbirgt sich in Wirklichkeit ein Mißverständnis im Hinblick auf die wichtigste Besonderheit der menschlichen Entwicklung.

Die Entwicklung des Verstandes, des Charakters und der Fähigkeiten eines Menschen ist im großen und ganzen durch die Umwelt mehr zu beeinflussen als seine körperlichen Eigenschaften. Und das ist nicht bloß ein glücklicher Zufall, sondern es gibt sehr gute biologische Gründe für die besondere Plastizität der psychischen Eigenschaften des Menschen. Der Mensch ist ein soziales Wesen, oder, wie Aristoteles gesagt hat, ein „Zoon politikon“. Er wird ein Glied der Kultur und der Gesellschaft, in der er lebt, indem diese ihn kultiviert und prägt. Kultur wird nicht biologisch ererbt. Wir erben Gene, die uns die Fähigkeit verleihen, Kultur durch Übung und Lernen zu erwerben, dadurch, daß wir dem Beispiel unserer Eltern, Spielgefährten und Lehrer folgen, durch Zeitungen, Bücher, Werbung, Propaganda, aber ebenso durch unsere eigene Auswahl, durch unsere Entscheidungen und die Ergebnisse von Nachdenken und Überlegungen. Unsere Gene geben uns die Möglichkeit, zu lernen und über das Gelernte nachzudenken. Was wir lernen, stammt nicht aus den Genen, sondern aus der direkten oder indirekten Verbindung mit anderen Menschen. Die biologische Evolution hat die Menschen erziehbar werden lassen und ihren Mitgliedern einen eigenen Willen verliehen. Auf diese Weise hat sie die ganze Spezies Homo sapiens ausgestattet, und nicht nur einige ihrer Rassen oder sozialen Klassen. Auch die Universalität dieser Ausstattung ist kein Zufall. Jedes einzelne Mitglied der Spezies muß lernen, worauf es ankommt, wenn es ein verantwortliches Glied seiner Gesellschaft werden will. Ein Individuum, das dazu nicht in der Lage ist, gilt als Schädling nicht nur in jeder heutigen Kultur, sondern in jeder Kultur, die es jemals auf der Erde gegeben hat. Die natürliche Auslese in Richtung auf Erziehbarkeit hat ohne Zweifel vor sehr langer Zeit eingesetzt, möglicherweise unter den Australopithecinen, die vor rund 2 Millionen Jahren primitive Steinwerkzeuge herstellten. Diese Auslese erfolgt auch heute noch. Wir sind ihr Produkt.

Auch Haustiere sind nun das Produkt einer solchen Auslese, vor allem das einer künstlichen Auslese durch Züchter, welche dabei einen bestimmten Nutzen anstreben, wohlgerneht nicht für die Tiere selbst, sondern für ihre Züchter und Besitzer. Deshalb haben die Züchter darauf geachtet, daß sich bei den Tieren die Gene konzentrieren, die das erwünschte Zuchtresultat begünstigen. Dabei wird auch Erziehbarkeit angestrebt, allerdings nach Möglichkeit nur in der Richtung, auf welche die Züchtung abzielt. Im Gegensatz dazu ist beim Menschen die soziologische ebenso wie biologische vorteilhafte Eigenschaft eine möglichst große allgemeine Plastizität des Verhaltens. In jedem Kulturbereich trifft der Mensch im Laufe seines Lebens auf eine Vielzahl verschiedener Anforderungen und Möglichkeiten. Für ihn ist es daher besser, vielen ver-

schiedenen Anforderungen erfolgreich gerecht werden zu können, als nur auf eine einzige spezialisiert zu sein. Es ist nützlich, für verschiedene Berufe qualifiziert zu sein, als nur für einen einzigen. Die Möglichkeit plötzlicher kultureller oder sozialer Veränderungen macht diese Lernfähigkeit zu einer vitalen Eigenschaft. Die Regel, daß Kinder einfach den Beruf ihrer Eltern ergreifen, läßt sich eben nicht immer befolgen. Industrielle Revolutionen haben in der Vergangenheit und auch heute noch Berufe und Tätigkeiten neu entstehen lassen, die es in der Vergangenheit einfach nicht gab. Andere alt-hergebrachte Berufe sind dabei überflüssig oder weniger begehrt geworden, andere haben an Bedeutung gewonnen. Viele Millionen Söhne und Enkel „uralter Bauernfamilien“ verdienen heute ihren Lebensunterhalt durch die Bedienung komplizierter Maschinen. Andere Millionen machen diese Umstellung augenblicklich gerade in den Entwicklungsstadien mit. Diese Veränderungen haben nun ganz sicher nicht den majestätisch langsamen genetischen Prozeß abgewartet, der allein in der Lage gewesen wäre, aus „landwirtschaftlichen Erbanlagen“ durch Mutation und Selektion „technische Erbanlagen“ zu machen. Diese Umstellungen waren soziologischer, nicht biologischer Natur. Die soziale Bedeutung der genetischen Unterschiede zwischen verschiedenen Menschen

Alle Menschen sollten gleiche Chancen haben, damit sie sich alle verschieden entwickeln können. Das ist kein Widerspruch. Biologische wie kulturelle Entwicklungen führen zu Mannigfaltigkeit, nicht zu Uniformität. Die Zahl der Berufsmöglichkeiten ist in primitiven Kulturen klein verglichen mit der, die sich in den modernen Industriegesellschaften ergeben hat. Und ihre Zahl nimmt weiter zu. Das Lebewesen Mensch kann jede einzelne dieser zahlreichen sozial wünschenswerten Beschäftigungen lernen. Allerdings sind einige Individuen für bestimmte Berufe genetisch besser geeignet als andere. Noch so viel Übung und Ausbildung könnten aus mir keinen guten Maler machen. Manche Menschen haben einen Körperbau, der sie zum Langstreckenläufer befähigt, andere werden Ringer oder Gewichtheber, und wieder andere bringen es in keiner Sportart sonderlich weit. Manche sind vom Musizieren oder Komponieren besessen, andere können sich nur am Zuhören erfreuen, für wieder andere ist Musik ein unangenehmes Geräusch. Die einen neigen zur Aktivität, die anderen zur Kontemplation. Die einen sind mehr abstrakt, die anderen mehr konkret veranlagt. Ueber das Verhältnis des Anteils von genetischen und äußeren Faktoren bei der Entstehung aller dieser Eigenschaften und noch vieler anderer Persönlichkeitszüge wissen wir noch nichts Verlässliches. Das ist sehr zu bedauern, ändert aber nichts an dem Kernpunkt: Die Unterschiede der menschlichen Veranlagungen entspringen nicht einer unglücklichen Laune der Natur, sondern einer biologischen und auch kulturellen Notwendigkeit.

Um es noch einmal zu wiederholen: Die Gleichheit aller Menschen ist eine soziologische, nicht eine biologische Konzeption. Allerdings können soziale und kulturelle Veränderungen genetische Veränderungen nach sich ziehen und umgekehrt auch genetische Veränderungen soziale und kulturelle Wirkungen hervorruhen. Gesellschaften mit Kasten oder starren Klassenunterschieden sind genetisch ungesund, weil sie die in den genetischen Verschiedenheiten der Menschen liegenden Möglichkeiten vergeuden. Die Gleichheit der Chancen ist unerlässlich, wenn diese Unterschiede genutzt werden sollen. „Gleichheit aller Menschen“ heißt aber auch nicht, alle einander gleichzumachen, sondern vielmehr, jedem die gleichen Möglichkeiten einzuräumen. Rassenfanatiker bestreiten immer wieder einmal dieser oder jener Rasse den Anspruch auf

diese Gleichberechtigung, mit der Begründung, daß die betreffende Masse unfähig sei, die sich daraus ergebenden Möglichkeiten zu nutzen. Jedoch wird nicht einmal ein Rassenfanatiker, wenn er ehrlich ist, bestreiten können, daß es in jeder menschlichen Rasse Intelligenz und damit Menschen gibt. Man kann sogar über diese Feststellung noch hinausgehen und sagen, daß das fähigste Mitglied irgendeiner Rasse dem Durchschnitt jeder anderen Rasse überlegen ist, genauso wie das unfähigste Mitglied einer Rasse weit unter dem Durchschnitt jeder anderen Rasse steht.

Moral und Vernunft fordern, daß jedem Menschen die Möglichkeit gegeben wird, seine Fähigkeiten zu zeigen. Es ist ein Verstoß gegen die Menschenwürde, wenn man jemandem auf Grund seiner Hautfarbe, seines Geburtsortes oder seiner sozialen Stellung das Recht abstreift, will auch nur den Versuch dazu zu machen. Von dem ausgezeichneten Sozialpsychologen JOHN W. GARDNER standen die folgenden Sätze, die ein Genetiker nur unterschreiben kann: „Viel zu vielen fehlt die Geisteskraft, die sie befähigen würde, Größe als einen Wert zu begreifen, oder sie zu erreichen, wenn sie sie erkannt haben. Aber viel mehr Menschen als die, die es heute tun, könnten sie erreichen. Noch viel mehr könnten wenigstens versuchen, sie zu erreichen. Und die Gesellschaft gewinnt nicht nur von denen, die sie erreichen, sondern ebenso von denen, die sie anstreben.“

Genetik geschlossener und offener sozialer Klassen

Indien hat das größte genetische Experiment durchgeführt, das mit Menschen je gemacht worden ist. Für wahrscheinlich 100 Generationen war die Gesellschaft hier streng in Kasten und Unterkasten geteilt, von denen sich jede für ein anderes Handwerk oder einen anderen Beruf spezialisiert hatte. Die Unterkasten waren sowohl genetisch als auch sozial abgeschlossene Gruppen, da ihren Mitgliedern eine Heirat nur innerhalb der eigenen Kaste erlaubt war. Die Grundvoraussetzung dieser Einrichtung war, ob nun bewußt oder nicht, offensichtlich die, daß eine bestimmte Beschäftigung offensichtlich am besten von einer Gruppe von Menschen ausgeführt werden kann, die für diese Beschäftigung speziell „gezüchtet“ worden ist. Ein Wechsel zwischen den Kasten, Heirat über die Grenzen der eigenen Kaste hinweg, also ein Genaustausch zwischen den Unterkasten, waren verboten. Man gehörte zu der Kaste, in der man geboren war. Dieses genetische Experiment hat sich als Fehlschlag erwiesen. Das Kastensystem hat nicht zur Konzentration bestimmter Gene für bestimmte Fähigkeiten und Eignungen in den jeweiligen Gruppen geführt. Das ist kein Wunder, denn die Selektion zwischen den verschiedenen Kasten konnte nicht wirksamer sein als die Selektion für Erziehbarekeit und Lernfähigkeit überhaupt, die in allen Kasten gleichmäßig am Werke war. Wenn überhaupt ein Unterschied bestand, dann höchstens in dem Sinne, daß der Vorteil einer allgemeinen Bildungsfähigkeit sich in den unteren Kasten mehr auswirkte.

Gleichheit der Möglichkeiten heißt nicht, daß jedem dieselbe Erziehung zuteil werden soll. Jede Erziehung zeitigt dann die besten Früchte, wenn für die Realisierung der sozial erwünschten Fähigkeiten des Individuums optimale Umweltbedingungen gegeben sind. Der springende Punkt ist aber nun der, daß diese optimalen Umweltbedingungen für verschiedene Menschen, oder genauer: für verschiedene Genotypen, ganz verschieden ist. Jedermann sollte in die Lage versetzt werden, sein Bestes zu geben, aber das Beste ist nicht bei jedem dasselbe. Darauf beruht der biologische und soziologische Vorteil einer sozialen „Beweglichkeit“ ohne Klassen- oder andere Schranken. Gehen wir einmal davon aus, daß unsere Zivilisation Mäler, Langstreckenläufer, Ringer, Ge-

wichtlicher, Musiker, Männer der Tat, Intellektuelle und Poeten braucht und schätzt. Nehmen wir an, daß es, wie schon erwähnt, für jeden dieser Fälle bestimmte genetische Faktoren gibt, welche die Erfolgsaussichten vergrößern. Man kann dann davon ausgehen, daß Menschen, die mit einer entsprechenden Neigung erblich begabt sind, die jeweilige Tätigkeit als Beruf oder wenigstens als Hobby wählen. Sie werden bereit sein, sich der notwendigen und vielleicht langwierigen und mühsamen Ausbildung zu unterziehen, um Gutes oder sogar Hervorragendes zu leisten, sei es in der Aussicht auf materielle Belohnung, sei es aus Gründen des Prestiges, oder sei es einfach deshalb, weil es sie selbst befriedigt, wenn sie Erfolg haben. Und umgekehrt ist es wenig anziehend, etwas zu unternehmen, was einem nicht liegt und im besten Falle nur einen mäßigen Erfolg verspricht, wenn nicht gar einen Fehlschlag.

Wenn die Gleichheit der Möglichkeiten gegeben ist, dann werden zumindest einige Berufe, wenn nicht alle, genau das bewirken, worin das Kastensystem versagte, nämlich eine Konzentration der Gene, welche einen Erfolg bei dieser und verwandten Tätigkeiten begünstigen. Dieser Prozeß wird gefördert durch das genetische Phänomen der „Begabten-Heiraten“: Man neigt eher dazu, einen Menschen zu heiraten, der einen ähnlichen Geschmack hat wie man selbst, zumindest aber doch jemanden, den man häufiger sieht als andere Menschen. Nun, die Kinder von Musikern oder Sportlern oder Wissenschaftlern werden aller Wahrscheinlichkeit nach besonders häufig die Kinder anderer Musiker oder Sportler oder Wissenschaftler treffen, selbst dann, wenn sie selbst an Musik, Sport oder Wissenschaft nicht einmal sonderlich interessiert sind. Das heißt nicht, daß Kinder von Musikern immer musikalisch begabt sein müssen, es heißt aber, daß sie eine größere Chance haben, musikalisch begabt zu sein, als die Kinder von Nichtmusikern.

Damit scheinen wir zunächst wieder an unserem Ausgangspunkt angekommen zu sein: Gleichheit der Möglichkeiten führt zur Herausbildung genetisch spezifischer begabter Berufsgruppen. Der grundlegende Unterschied ist jedoch der, daß die sozialen Klassen der traditionellen Gesellschaften alle Anstrengungen machten, die soziale Beweglichkeit zu hemmen oder sogar unmöglich zu machen. Der Sprößling einer alten Adelsfamilie ist ein Aristokrat und gehört schon deshalb zur oberen Gesellschaftsschicht, weil seine Eltern zu ihr gehörten. Seine persönlichen Fähigkeiten spielen dabei nur eine relativ geringe Rolle.

Die genetischen Konsequenzen eines solchen Systems sind beträchtlich. Nehmen wir einmal an, die sozialen Klassen früherer Zeiten wären zur Zeit ihrer Entste-

hung tatsächlich genetisch entsprechend unterschiedlich zusammengesetzt gewesen. Nehmen wir also an, daß die Aristokratie zu irgendeiner Zeit genetisch die Elite darstellte. Dann konnte sich aber die genetische Auslese, die zu ihrer Entstehung geführt hatte, kaum weiter fortsetzen. „Soziale Beweglichkeit“ ist auch hier wieder der entscheidende Faktor. Wenn die Nachkommen, die den Gründern der jeweiligen Klasse genetisch nicht ähnlich sind, aus der Klasse nicht mehr entfernt werden können, dann wird die ursprüngliche Selektion nicht nur abgeschnitten, sondern höchstwahrscheinlich durch eine Selektion in Richtung auf ganz andere Eigenschaften ersetzt. Wer einen bestimmten sozialen Status erbt, erbt nicht notwendig auch den genetischen Status. Das unvermeidliche Resultat ist die Zerstörung der ursprünglichen genetischen Differenzierung.

Die sich als Konsequenz einer Gleichheit der Möglichkeiten ausbildenden beruflichen Gruppierungen stellen demgegenüber etwas gänzlich anderes dar. Bei ihr besteht das grundlegende Prinzip darin, daß die Elite einer bestimmten Berufsgruppe qualifizierten Nachwuchs an sich zieht, ohne Rücksicht darauf, wer ihre Eltern waren, und daß sie gleichzeitig die Nachkommen ihrer Mitglieder aus ihrem Kreis entläßt, die für die Zugehörigkeit zu einer anderen Berufsgruppe qualifiziert erscheinen. Soziale Beweglichkeit und das System der „offenen Klassen“ machen die genetischen Unterschiede zwischen den Menschen sozial nützlich und sinnvoll. Sie führen vielleicht sogar dazu, daß sich bestimmte genetische Veranlagungen in bestimmten Berufsgruppen konzentrieren. Vielleicht schaffen sie so die Voraussetzungen dazu, daß Menschen mit gewöhnlichen Begabungen für bestimmte Tätigkeiten geboren werden, die es nicht geben würde, wenn diese Gruppen nicht zu einer genetischen Auswahl führen würden. Am allerwichtigsten ist es aber, daß die Gleichheit der Möglichkeiten mit jener Verschwendung an Begabung und Talent Schluß gemacht hat, die das Hauptübel des Kasten- und Klassensystems darstellt. Außerordentlich wichtig, wenn auch schwer zu erreichen, ist ferner die allgemeine Einsicht, daß jede beliebige sozial nützliche Beschäftigung einen Menschen zur Selbstachtung berechtigt und ihm auch einen Anspruch auf den Respekt seiner Mitmenschen gibt. Es gibt nicht bloß eine einzige Elite, die im Gegensatz steht zum durchschnittlichen Bürgertum und zum Pöbel. Unter dem Gesichtspunkt der weiteren Evolution der Menschheit kommt es darauf an, daß sich unsere Spezies insgesamt weiterentwickelt, und nicht nur einige wenige Gruppen in ihr. Niemand hat diesen Gedanken klarer und pointierter formuliert als TEILHARD DE CHARDIN. Daher möchte ich mit einem Zitat von ihm schließen: „Die Vollendung der Welt, die Pforten der Zukunft, der Zugang zum Uebermenschen, sie öffnen sich nicht für einige wenige Bevorzugte oder für ein auserwähltes unter allen Völkern! Sie erlauben nur den gemeinsamen Fortschritt aller, in einer Richtung, in der sich alle miteinander verbünden können zur Vollendung in der geistigen Erneuerung der Erde.“

IHR

KOFFERFACHGESCHÄFT

WUNDERLICH
EXQUISIT
LAUBEN 44 BOZEN

Theodosius Dobzhansky

Lauben 25

Diesen Artikel durften wir mit freundlicher Genehmigung der Redaktion aus der Zeitschrift „a+m“ (Naturwissenschaft und Medizin), Heft 13, 1966, Hrg. C. F. Boehringer und Söhne GmbH, Mannheim, entnehmen.

„Die Kirche und das Südtirolproblem“

Auch kritische Stellungnahmen sollten sich innerhalb der Grenzen der Wahrheit und Objektivität bewegen. In dieser Beziehung läßt der in der letzter Nummer des „Skolasten“ erschienene Artikel Stuffers unter der weitläufigen Überschrift „Die Kirche und das Südtirolproblem“ meines Erachtens sehr viel zu wünschen übrig. Ich möchte die Ausführungen Stuffers nicht unwidersprochen veröffentlichen wissen. Jeder, der die in dem „Domitler“ veröffentlichte Bischofsrede in guter Absicht gelesen hat, oder sich bemüht, dieselbe nachzulesen, wird nur zustimmen müssen, daß Stuffer die Worte des Bischofs entweder nicht verstanden hat, oder nicht verstehen will. Stuffers Ausführungen lassen keinen anderen Schluß zu. Nebenbei möchte ich noch eingangs betonen, daß meine Äußerungen nicht etwa einen Kommentar zur Bischofsrede — sie ist eindeutig und klar und bedarf deshalb keiner Erläuterung — wohl aber eine entschiedene Entgegnung auf die „Uebersetzungen“ Stuffers darstellen sollen.

Ganz klar und unmissverständlich bekannte der Bischof am Anfang seiner Rede vor dem prominenten Auditorium, daß er in politischen Sachfragen nicht kompetent sei. Trotzdem aber nahm er zum Südtirolproblem Stellung, ohne aber jemals seinen Kompetenzbereich zu überschreiten. Er nahm nicht als Politiker zu dem Problem Stellung, auch kam es ihm nicht darauf an, seine persönliche Meinung dazu vorzubringen, sondern er sprach als Bischof, also als Vertreter der Kirche — der für katholische Gläubige höchsten moralischen Instanz — vor. katholische Politiker seiner Diözese das Anliegen der Kirche vor und ermunterte in diesem Sinne die Verantwortungsbehafteten der politisch Verantwortlichen, erinnerte sie auch daran, daß letzten Endes und primär der gute Wille entscheidend sei, ohne welchen von vornherein jede dauerhafte Lösung des Problems unmöglich ist. Der Bischof stellte den positiven Wert juristischer Normen überhaupt nicht in Frage — wie Stuffer behauptet —, wohl aber stellte er deren relativen Wert und ihre Unzulänglichkeit beim Fehlen der entsprechenden Voraussetzungen — nämlich der Nächstenliebe und des guten Willens — ins rechte Licht. An keiner Stelle wurde einem Verzicht auf juristische Normen das Wort geredet — was ja unsinnig wäre — wohl aber betont der Bischof die moralische Verpflichtung der Politiker, ohne welche eine nützliche Realisierung der Gesetze in der Praxis versagt bleibt. Der moralische Aspekt des Problems wurde hier (vor italienischem Publikum) ins Auge gefaßt. Nicht die Paragraphen allein würden letzten Endes das triadische Zusammenleben und -wirken der Volksgruppen in Südtirol gewährleisten können, sondern nur die „Männer des guten Willens“ durch eine sinnvolle Anwendung der Gesetze. Stuffer scheint wenig Vertrauen zu den „Männern guten Willens“ zu haben, dafür aber setzt er um so größere Hoffnungen auf ausgeklügelte Autonomieparagraphen, deren Wichtigkeit und Notwendigkeit ja niemand in Zweifel gezogen hat, am wenigsten der Bischof. Stuffer sollte bedenken, daß sich die Paragraphen nicht schon durch ihre bloße Existenz selbst verwirklichen, sondern das sind, was die verantwortlichen Politiker und nicht zu letzt wir alle aus ihnen machen und zu machen verstehen, also letzten Endes nur Instrumente in unseren Händen sind, die zum Guten und zum weniger Guten gebraucht bzw. mißbraucht werden können. „Die furchtbaren Lehren der Vergangenheit liegen nicht allzuweit zurück“, schreibt Stuffer ganz richtig. Aber gerade diese Vorgangenhait hat uns gelehrt, daß Verträge oft nur ein Stück Papier sind und dort das Recht mit Föhen getreten wird und ins Gegenteil verkehrt wird, wo jene hohen moralischen Grundsätze, an die der Bischof in seiner Rede so eindringlich appelliert, abhanden gekommen sind. Gerade auf Grund dieser Erfahrungen sollten wir jeder Verabsolutierung der Gesetze mißtrauisch gegenüberstehen.

Stuffer versucht außerdem den Ausruf des Bischofs: „Es ist Zeit, hier Frieden zu schließen“ zu kritisieren. Er ist empört über den Zeitpunkt — („Warum gerade jetzt...“) — des bischöflichen Friedensappells (der bekanntlich nicht der erste des Brixner Bischofs war) und unterstellt dem Bischof die Absicht, damit eine vorläufige und unzulängliche Lösung des Südtirolproblems unter Zeitdruck forcieren zu wollen. Nirgends aber wird eine solche Absicht des Bischofs deutlich. Er wünscht lediglich den Frieden und die Versöhnung in Südtirol und (ausdrücklich) „einen positiven Abschluß“ der Verhandlungen, wobei man unter positiv wohl zweifelsohne eine für alle Teile befriedigende Lösung zu verstehen hat. Allerdings gibt der Bischof indirekt der skeptischen Überzeugung Ausdruck, daß auch in der zukünftigen Autonomie nicht „alle Wünsche der beiden Teile rechtlich und vollkommen zufriedengestellt werden können“ und daß es letztlich keine lückenlose, vollkommene Lösung sein werde.

Einzig ein an Wahnsinn grenzender Utopismus könnte dem Bischof in diesem Punkte nicht beipflichten und eine vollkommene Endlösung herbeisehen. Gerade das Bewußtsein, daß auch das vollkommenste Paragraphensystem, Reibungsflächen und Ansatzpunkte der Unzufriedenheit für die beiden Volksgruppen nicht auszu-schließen vermag, erfüllt anscheinend den Bischof — und nicht nur ihn allein — mit Besorgnis, denn die Dücke zwischen den stiftigen Parteien wird immer wieder in sie zusammenbrechen, wenn sie bloß eine Paragraphenbrücke ist, und wird nur dann Bestand haben, wenn sie sich auf die festen Pfeiler der christlichen Humanität und Caritas stützen kann.

Die Wertskala Stuffers scheint mir etwas verschoben zu sein.

heinz abram (Innsbruck)

Der soziale Akademiker

Einiges zu Dr. Kuno Seyrs Artikel im letzten „Skolasten“

Dr. Kuno Seyr wollte in seinem Artikel sicher kein abgerundetes Bild der sozialen Lage in Südtirol geben; trotzdem mußte er, bedingt durch die Themenstellung, auch darauf eingehen. Daß Akademiker sich sozial engagieren sollen, ist eine Selbstverständlichkeit, denn sowohl die christliche Soziallehre als auch die Maxime der „Verarnungspolitik“ fordern von ihren Anhängern den Dienst an der Gemeinschaft. Dennoch hat der Artikel seine Berechtigung, denn gerade was selbstverständlich ist, muß immer wieder gesagt werden. Allerdings wird nicht nur der Ueberblick über die Zustände in Südtirol, sondern auch das angekündigte Thema oberflächlich behandelt: es wird dem sozial interessierten — oder auch nicht — Akademiker kein konkreter Vorschlag gemacht; und gerade das hatten wir von dem Artikel erhofft. Doch nein, er ist so allgemein und vage gehalten, als sollte er das Programm einer neuen politischen Partei in Südtirol darstellen. Vor allem aber scheint mir die Darstellung einseitig und optimistisch.

Daß wir von einer Verproletarisierung verschont geblieben sind, wissen wir zu schätzen. Wir verdanken es aber wohl nicht in erster Linie unserer christlichen Tradition (wie es der Verfasser zu implizieren scheint), sondern unserer gebrüchigen Abgeschlossenheit, in der sich keine Großstädte entfalten konnten. Völker, bei denen das Christentum vielleicht tiefer verwurzelt war als bei uns (man denke an Polen und die Balkanstaaten), sind nicht verschont geblieben.

Antwort vorwegnehmen zu wollen, sind wir uns wohl darüber einig, wie die überwiegende Mehrheit sie formulieren würde.

Vor 10 Jahren war ein soziales Problem „Südtirol“ noch bei sehr wenigen bis ins Bewußtsein vorgestoßen — und jetzt sollten wir schon anderen ein Vorbild sein!?

Liebt man schon das Positive, das zweitsohne da ist (wenn auch eher sporadisch), hervor, so darf man die Kohrseite nicht einfach verschweigen. Man darf zumindest zwei Probleme nicht vergessen: die Lage der Klein- und Bergbauern und die Abwanderung; auch diese Dinge gehen den Akademiker an. Jährlich ziehen ein paar hundert Südtiroler ins Ausland, wo sie (nach Aussagen eines deutschen GefängnisKaplans) gar oft in recht dunkle Hinterhöfe geraten, weil wir nicht instande gewesen sind, sie hier zu halten oder ihnen zumindest eine entsprechende Bildung mitzugeben. Hier sehe ich eine schier unlösliche Aufgabe und empfinde es daher, im Gegensatz zu Dr. Seyr, als eine Verniedlichung, wenn man ein Volk glücklich preist, das bis zum Hals im Wasser steht, und in dem man sich immer noch darum streitet, ob der Schwimmunterricht notwendig oder auch nur von Nutzen sei.

Man darf gewiß nicht alles auf die Organisation abschieben: es zählt vor allem das persönliche Engagement. Und doch brauchen wir nichts notwendiger als eine bessere Organisation — der Akademiker z. B.

Ob der Väterglaube auf unsere Generation diese magische Kraft ausübt, wie der Verfasser des besprochenen Artikels es annimmt? Das müßte sich in unserem

Sanitätshaus

Ladurner

Meran

Freiheitsstraße 146/a
Telefon (0473) 24 4 22

Ärztemöbel

Medizinische Apparate
und Instrumente,
Sanitätsartikel,
Laboratoriumsgeräte,
Einrichtungen für
Krankenhäuser,
Altersheim, Kliniken.

Wir konnten nicht in atheistische Hinterhöfe gedrängt werden, weil es bei uns nur Bauernhöfe gibt. Überdies sind wir auch sonst so ziemlich verschont geblieben. Wir haben keine innere Revolution mitgemacht, als die Kirche endlich durch den Druck von außen gezwungen, die Situation wahrnahm, eine neue Soziallehre schuf und diese in die Tat umzusetzen versuchte — auch da sind wir verschont geblieben.

Die Kirche hat immer schon auf die Betreuung des Einzelnen hingewiesen, und sie ist von enormer Bedeutung; aber inzwischen sollte man auch bei uns erkennen, daß dies allein nicht genügt. Die soziale Gerechtigkeit muß von oben kommen, vom Gesetz her, mit anderen Worten: die christliche Nächstenliebe muß institutionalisiert werden. Man sollte in Südtirol einmal eine Umfrage bei den Arbeitgebern halten, warum sie den Angestellten entsprechende Löhne auszahlen: 1. Weil die christliche Nächstenliebe es verlangt, 2. weil das Gesetz es befiehlt, oder 3. weil der Angestellte (bzw. die Gewerkschaft) es fordert? Ohne hier die

öffentlichen Leben manifestieren. Solange wir nicht eine breitere Elite haben, die Spitzenpositionen in unserem sozialen und kulturellen Leben auszufüllen, mehr Persönlichkeiten, die sich aus innerster Überzeugung heraus voll und ganz einsetzen für die wesentlichen Belange ihrer Mitmenschen, solange dürfen wir nicht behaupten, daß wir es mit unserem Christentum richtig ernst nehmen.

Da auch in dem Artikel, wie es bei uns dauernd geschieht, die Väter und unser Erbe bemüht werden, sollte man vielleicht wieder einmal auf das Faustzitat verweisen, das jeder Maturant kennt: „... erwirb es, um es zu besitzen.“ Schließlich drängt sich da auch einmal die Frage auf, was uns denn eigentlich zu Christen macht: Unsere Beziehung zu den Vätern oder unsere Beziehung zu Christus? Wenn unsere Väter eine moderne, christliche Soziallehre entwickelt hätten, deren Anwendung unsere Probleme lösen würde, dann wäre das etwas anderes, aber das „urige“ Christentum unserer Väter dürfte inzwischen, besonders jetzt nach dem Konzil, wohl ein wenig zu revidieren sein.

EINSENDESCHLUSS

für die nächste Nummer:

25. APRIL 1967

Freie Mitarbeiter: Pepi Zelger (Ibk.), Toni Auer (Wien), Peter Palla (Köln), H. Otto Außerhofer (Bönn), Siegfried Stuffer (Bozen), Victor Guarda (Bozen), Wolfgang Kapfinger (Rom), Emil Stocker (Mailand). - Red. Franz Lanthaler.

Die Frage ist die: sollen wir durch unseren Einsatz für die Lösung der uns jetzt auferlegten und für die Zukunft absehbaren Probleme, daß wir es mit dem Christentum ernst nehmen?

Aber um zum Akademiker, um den es hier in erster Linie gehen soll, zurück zu kommen: was unternimmt der sozial interessierte in unserer konkreten Situation? Da gibt es meiner Meinung nach unbegrenzte Möglichkeiten. Er kann sich einem bestehenden Verband anschließen und von hier aus sozial tätig sein: einer politischen Partei — aber in der Realpolitik wird das zarte Pflänzchen Demokratie meist nicht sehr zümpferlich gehandhabt. Wer mehr Macht hat, diktiert in größerem, wer weniger hat, in bescheidenerem Stil. Wahlkämpfe werden mit emotionalen Phrasen gewonnen (man sagt auch: Herz) und nicht mit logischen Überlegungen, denn darauf ist die Masse ja nicht ansprechbar (es sei denn, man hat eine entsprechende Aufklärungs- und Bildungspolitik auf längere Sicht betrieben). Also kann man gewisse Probleme aus den bestehenden Parteien heraus nicht so günstig in Angriff nehmen, wie es eine parteipolitisch unabhängige Organisation vermöchte (mit der Gründung einer neuen Partei würde dieses Uebel ja nur vervielfältigt und nicht beseitigt). — Andererseits kann er sich einem sozialen Verband anschließen. Aber die meisten dieser Verbände bei uns stehen mit irgendeiner politischen Partei in sehr engem Kontakt, oder sie sympathisieren zumindest mit einer Ideologie, anstatt nur ein soziales Programm zu erstellen und daran zu arbeiten: daher wohl auch die Tatsache, daß sie sich gegenseitig befehden, anstatt ihre gemeinsamen Interessen durchzuführen (siehe „Das Gewerkschaftswesen in Südtirol“ im letzten „Skolasten“). Akademiker, wem wirst du dich anschließen?

Vielleicht könnte man eine parteiunabhängige Organisation gründen, die von einer objektiveren Warte her informiert, kritisiert, neue Möglichkeiten aufzeigt und Initiativen in die Wege leitet. Eine solche Organisation hätte vor allem den Vorteil, daß sie Dinge sagen und Aktionen starten könnte, die ein aktiver Politiker, der ja an die Ideologie und das Programm einer Partei gebunden und durch das Unwissen der Wähler gehemmt ist, nicht sagen oder tun dürfte. Wenn das nun in entsprechender Form gemacht würde, wäre es für unsere Politiker eher eine Erleichterung denn ein Hemmschuh.

Wenn unsere Akademiker, die auf weite Strecken die Probleme mit Absentismus lösen und seelenruhig einer ungewissen Zukunft entgegendösen, wenn diese unsere Akademiker sich so oder ähnlich zusammenschließen wollten, dann würden sie nicht nur ihre eigenen Interessen besser wahrzunehmen und zu wahren wissen, sondern es bräuchte auch keiner mehr nach einem Posten im Sozialganzten zu suchen, denn hier liegt ein weites Feld für persönlichen Einsatz. Dann stellten unsere Akademiker endlich eine Macht dar — eine demokratische Macht, die nicht mehr übersehen und übergangen werden könnte.

Franz Lanthaler

Zum Wechsel des „Verantwortlichen“

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft hat mich mit Schreiben vom 13. Jänner 1967 von seinem Beschluß in Kenntnis gesetzt. „Im Sinne der neuen Statuten, nach denen kein ‚Aktiver‘ vor mehr als fünf Jahren das Studium abgeschlossen haben sollte, die Verantwortung für den ‚Fahrenden Skolasten‘ stud. jur. Hans Gamper zu übertragen. Ich begrüße diesen Entschluß, der von einem erneuerten Selbstverständnis der Südtiroler Hochschülerschaft zeugt, in der Überzeugung, daß die Aufgabe des ‚Verantwortlichen‘, wie ich sie verstanden habe, besser von einem Hochschüler gelöst werden kann. Denn als ich vor rund neun Jahren anstelle von Klaus Webhofer die Verantwortung für den ‚Fahrenden Skolasten‘ übernahm, geschah dies, um auch die presserechtliche Verantwortung in den Bereichen der Hochschülerschaft zu ziehen. Seit der Gründung des Blattes 1956 ist es mein Anliegen gewesen, den ‚Fahrenden Skolasten‘ als Organ der gesamten Hochschülerschaft und der jüngeren Generation Südtiroler Akademiker zu erhalten. Dies wird auch die Aufgabe für die Zukunft bleiben.“

Ich danke den bisherigen Vorständen für das in mich gesetzte Vertrauen und wünsche meinem Nachfolger, den ich sehr schätze, Mut und Vertrauen bei der Erfüllung seiner Aufgabe.

Dr. Rainer Seberich

Der Entschluß, für den „Skolasten“ verantwortlich zu zeichnen, fiel mir deswegen nicht leicht, weil derjenige, den das Impressum als „verantwortlich für den Inhalt“ ausweist, häufig für alles verantwortlich gemacht wird, was man — zu Recht oder zu Unrecht — an unserer Studentenzeitung auszusetzen hat.

Dr. Rainer Seberich, der dieses Amt nun neun Jahre lang ausgeübt und es sich dabei nicht leicht gemacht hat, mußte sich mehrmals gegen die obengenannten irigen Ansichten verteidigen. Erst vor einem Jahr (kurz nach dem Erscheinen der umstrittenen Jubiläumsnummer des „Skolasten“) schrieb er im SH-Organ: „... Dazu muß ich denn doch einmal klar und deutlich sagen, daß ich ‚verantwortlich für den Inhalt‘ im Sinne des Pressegesetzes bin, aber kein Zensorenamt ausübe...“

Mit anderen Worten: Der „Verantwortliche“ hat nur dafür zu sorgen, daß nichts veröffentlicht wird, was den Tatbestand einer strafbaren Handlung erfüllen würde. Er ist also für den Inhalt der Veröffentlichungen ausschließlich vor dem Gesetz verantwortlich. Gegenüber den Mitgliedern der Hochschülerschaft hingegen, die als Herausgeber des „Skolasten“ aufscheint, und gegenüber der (oft überempfindlichen) öffentlichen Meinung ist der jeweilige Pressereferent und letztlich der Vorsitzende, der die gesamte SH nach außen vertritt, verantwortlich. Eine reibungslose Zusammenarbeit und ein gutes Einvernehmen zwischen diesen beiden Organen ist daher unbedingt notwendig und auf Grund der neuen Statuten, wonach der Pressereferent vom Vorsitzenden selbst ernannt wird, wohl auch gewährleistet.

Auch mein Anliegen wird es sein, den „Skolasten“ als aufgeschlossene, von Verantwortungssinn getragene Zeitschrift der gesamten SH zu erhalten. Ich werde es daher als meine moralische Pflicht erachten, den Pressereferenten und gegebenenfalls auch den Vorsitzenden auf die Folgen aufmerksam zu machen, wenn ich der Ansicht bin, daß eventuelle Veröffentlichungen den allgemeinen Interessen und dem Ansehen der SH entschieden abträglich sind. Dies würde — sofern er die Möglichkeit dazu hat — jeder Hochschüler tun, dem das Schicksal unseres Verbandes und unserer Zeitschrift am Herzen liegt.

Verhindern aber kann und muß ich nur die Veröffentlichung dessen, was gerichtliche Folgen nach sich ziehen könnte. Alles, was darüber hinausgeht, wäre Zensur, wozu der „Verantwortliche“ weder das Recht noch die Pflicht hat.

Hans Gamper

Der Höhepunkt eines herrlichen Skitages am KRONPLATZ (2270 m) ...

... der Abend im **Hotel Rose** BRUNECK
RESTAURANT ■ BAR ■ WEINSTUBE

Sonderarrangement für Mitglieder der SH

fr. eccel

INC. FR. ECCEL, BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE
VORHÄNGE
U. MÜBEL-
STOFFE

LAUFER
TEPPICH-
BÜDEN

M O B E L



Paul Troger

LEBEN UND WERK

Bearbeitet von
Wanda Aschenbrenner
und
Gregor Schweighofer

Durch umfangreiches Quellenstudium und Neuforschungen ist es den Herausgebern gelungen, die Lebensumstände des Künstlers aus Welsberg getreu wiederzugeben und sämtliche Werke kritisch zu erfassen. Vor allem wurde erstmalig das gesamte erforschte Graphikwerk publiziert und alle Zeichnungen, Radierungen und Kupferstiche in 305 Illustrationen reproduziert. Das Studium dieser Blätter wird wesentlich dazu beitragen, die Persönlichkeit Trogers und seine Arbeitsweise voll zu würdigen.

266 Seiten Text, 461 Abbildungen, davon 16 Farbtafeln. Format 21x27 cm. Leinwand
Lire 14.600 (Verlag St. Peter, Salzburg).

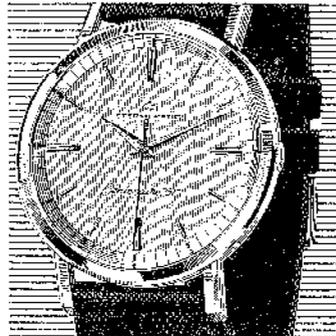
Erhältlich in den Buchhandlungen Athesia Bozen, Meran, Brixen, Bruneck, Sterzing, Schlanders

Stoffe
Innen- u. Außen-
reichliche Auswahl
BOZEN LAUBEN 42
M.ECCEL

perlon
poros
Bügelfrei
auf
Lebens-
dauer
SPISS
BOZEN
LAUBEN 9

ETERNA:MATIC

Centenario



PÖRNBACHER

BOZEN